Gemeinnütziges Volksblatt,

herausgegeben
von der
Märkischen Oekonomischen Gesellschaft
zu Potsdam.

Juny 1799.

In Kommission bey Horvath.

Inhalt.

Gemeinnütziges Volksblatt.

Junius 1799.

I. Von Pachtkontrakten.

Wenn jemand das Recht, die gewöhnliche Nutzung von einer fremden Sache gegen Erlegung einer verhältnißmäßigen Abgabe zu ziehen, durch einen Kontrakt erlangt hat, so wird er ein Pächter genannt, und zwar ein Zeitpächter, wenn der Kontrakt auf gewisse Zeit geschlossen ist, und ein Erbpächter, wenn dessen Recht in der Regel an keine gewisse Zeit gebunden ist.

Bey der Zeitpacht ist wieder ein Unterschied, ob sie ein ganzes Landgut, oder nur einzelne Grundstücke, z. B. Aecker, Gärten, Mühlen rc. oder Gerechtigkeiten, z. B. Fischerey, oder bewegliche Sachen, z. B. Vieh, zum Gegenstande hat.

Bey Pachtungen der letztern Art finden in der Regel eben die gesetzlichen Vorschriften Anwendung, wie bey den Miethen. Doch muß bey Pachtungen der Pächter 1) für die Erhaltung der Sache in brauchbarem Stande sorgen, da beym Miethen dies dem Vermiether obliegt. 2) Bey Pachtungen trägt der Pächter alle Lasten und Abgaben, die von der Nutzung der Sache zu entrichten sind, z. B. Zehn-

X ten,

ten. Die Abgaben von der Sache selbst, z. B. Steuern, trägt er nur dann, wenn er sie ausdrücklich übernommen hat. Hat er nach einem Anschlage gepachtet, so kommt es darauf an, was für Lasten und Abgaben darin von den angeschlagenen Einkünften in Abzug gebracht worden. 3) Muß der Pächter mit der gewöhnlichen Nutzung der Sache sich begnügen, und darf ohne Einwilligung des Verpächters in der gewöhnlichen Nutzungsart keine Hauptveränderungen vornehmen.

Der Pächter eines Grundstücks, einer Gerechtigkeit, oder einer beweglichen Sache kann nur alsdann Erlaß fordern, wenn er durch höhere Gewalt oder Zufall auf länger als drey Monate außer Stand gesetzt wird, die gepachtete Sache zu nutzen, oder wenn ihm durch Zufall die nöthige Zeit zu den Anstalten, welche die Hebung künftiger Nutzung erfordert, verloren gegangen ist, z. B. wenn der gepachtete Acker nach der Erndte überschwemmt worden, und das Wasser so lange stehen geblieben ist, daß das Feld zur künftigen Erndte nicht hat bestellt werden können.

Der Pächter einer Mühle kann nur Ersatz fordern, wenn die Mühle wegen einer ohne seine Schuld entstandenen Reparatur, oder wegen ungewöhnlichen Mangels, oder zu häufigen Anwuchses des Wassers, oder wegen durch besondere Zufälle verursachten Zurückbleibens der Mahlgäste, länger als vierzehn Tage hinter einander hat still stehen müssen.

Der Pächter einer Fischerey kann nur Ersatz fordern, wenn er durch Ueberschwemmung oder unverschuldeten Unglücksfall mehr als die Hälfte des Besatzes verloren hat. Bey wilden Fischereyen findet gar keine Remission statt.

Dem

Dem Viehpächter, der durch Seuchen oder unverschuldete Unglücksfälle das Vieh ganz oder zum Theil verliert, gebührt Erlaß, nach Verhältniß der Zeit, da er das Vieh nicht hat nutzen können, nach dem Gutachten vereidigter Sachverständigen.

Wenn der Pächter seine Absicht, nach Ablauf der Zeit die Pacht fortsetzen zu wollen, dem Verpächter ausdrücklich erklärt, und dieser seinen Widerspruch binnen vierzehn Tagen nicht äußert, so muß er sich die Fortsetzung der Pacht gefallen lassen. Bey Pachtungen, wo die Sache nur theilweise in mehrern Jahren nach und nach genutzt werden kann, z. B. bey Aeckern, die in drey Feldern liegen, wird die Verlängerung auf so viele Jahre gerechnet, als erforderlich sind, damit die Nutzung durch alle drey Felder herumkomme.

Erfolgt die Räumung der Pacht nach einer gesetzlichen Aufkündigung, so ist die Frist dazu bey Landgütern sechs Monate vor dem Ablaufe des Wirthschaftsjahres; bey Gerechtigkeiten sechs Monate vor der wirklichen Räumung; beym Viehe und andern beweglichen Sachen aber wie bey Miethungen.

Der Pächter muß vor Ablauf der Zeit räumen, 1) wenn die Sache gerichtlich nothwendig verkauft wird und ihm sechsmonatliche Aufkündigung geschiehet; erfolgt diese später, so behält er die Pacht noch das folgende Wirthschaftsjahr hindurch; 2) wenn er die Sache kontraktwidrig gebraucht, daß Gefahr einer Verschlimmerung derselben daraus entstehet; 3) wenn er den Pachtzins zwey Termine hinter einander nicht entrichtet; 4) wenn das Recht des Verpächters selbst erlöscht.

Stirbt der Pächter, so sind die Erben verbunden, noch ein Jahr lang die Pacht fortzusetze[illegible] ie

müssen gehörig aufkündigen, und wenn die Aufkündigung nicht sechs Monate vor dem Ablaufe des Wirthschaftsjahres geschehen kann, müssen sie noch ein Jahr aushalten.

Nach geendigter Pacht muß der Pächter die Sache in gehörigem Zustande zurückgeben. Er haftet für keine Verschlimmerung, die an der Sache ohne seine Schuld entstanden ist; nur wenn er sie nicht kontraktmäßig genutzt hat, muß er für das geringste Versehen haften. Verbesserungen kann er ohne besonderes Versprechen des Verpächters nicht ersetzt verlangen, als wenn er die Pacht ohne seine Schuld vor Ablauf der Zeit räumen muß.

Bey Pachtungen von Landgütern von Beträchtlichkeit auf mehrere Jahre müssen die Verabredungen im Kontrakte auf die verschiedenen möglichen Fälle deutlich und bestimmt gefaßt seyn. Beträgt das Pachtgeld über zweyhundert Thaler, so muß der Kontrakt gerichtlich geschlossen werden, sonst ist er nur auf ein Jahr verbindlich. Jede dunkele oder mangelhafte Bestimmung ist zum Nachtheile des Verpächters zu deuten.

In einem solchen Kontrakte muß deutlich bestimmt werden: 1) ob das Gut in Pausch und Bogen, oder nach einem Anschlage verpachtet werde; 2) es muß genau bestimmt werden, was der Pächter an Inventarienstücken erhalte und zurückgeben müsse; daher müssen dem Kontrakte richtige Verzeichnisse von dem vorhandenen Viehe, dem Ackerund Wirthschaftsgeräthe, der Ackerbestellung, den Pflugarten und dem Düngungsstande beygefügt werden; 3) muß festgesetzt werden, in welchen Fällen der Pächter Remission erhalten und wie sie berechnet werden solle. Hat er im Kontrakte der Remission entsagt, so kann er dergleichen auch bey den unge-

ungewöhnlichsten Unglücksfällen nicht fordern: hat er aber nur gewisse Unglücksfälle übernommen, so bleiben ihm wegen der andern seine Rechte nach den Gesetzen; 4) muß bey langen Pachtungen bestimmt werden, wie es auf den Fall eines inzwischen ausbrechenden Krieges gehalten werden solle. Ist dies nicht geschehen, so steht es beyden Theilen frey, den Kontrakt noch vor Ablauf der Zeit aufzukündigen.

Das Erbpachtsrecht ist immerwährend und geht auf alle Erben des Besitzers über, wenn nicht der Kontrakt ausdrücklich auf gewisse Generationen geschlossen ist. Der Erbpächter kann darüber frey verfügen; doch ist zu Veräußerungen unter Lebendigen die ausdrückliche Einwilligung des Erbverpächters erforderlich. Der Zins kann nie erhöhet werden, wenn der Kontrakt nicht ausdrücklich ein anderes besagt. Der Erbpächter kann eben so wenig Heruntersetzung des Zinses fordern, es müßte denn das Erbpachtstück durch unverschuldete Unglücksfälle so beschädigt seyn, daß für die Zukunft oder auf mehrere Jahre die bestimmte Erbpacht aus dem Ertrage nicht genommen werden könnte.

Der Erbverpächter kann auf gerichtlichen Verkauf der Erbpachtgerechtigkeit antragen, wenn der Erbpächter die Bewirthschaftung gröblich vernachlässigt, so daß zu besorgen ist, daß der Erbverpächter den Zins nicht mehr daraus erhalten könne; wenn der Erbpächter unvermögend wird, die Pacht fortzusetzen; wenn er das Gut Schulden halber verläßt, oder zur Fortsetzung der Wirthschaft keine Anstalten trifft, oder wenn er seine Verbindlichkeit zur Entrichtung des Zinses unredlicher Weise ableugnet.

II. Vom Aberglauben unter den Landleuten.

(Beschluß.)

Wie sehr fürchtet sich nicht der gemeine Mann vor dem albernen Dinge, das man Beschreyen, Berufen nennt, ob er gleich, wenn er sagen soll, was berufen heißt, nichts davon sagen kann. Er besorgt, daß seine Kinder und sein Vieh alles Gedeihen verlieren würden, wenn nicht derjenige, der das gute Ansehen eines Kindes oder eines Viehes lobt, sogleich hinzusetzt: Gott behüte, Gott bewahre es. Diese Worte haben in seinen Gedanken eine hexenbannende Kraft, und er hält alle Menschen für Hexen, die, wenn sie von einem Kinde oder Viehe Gutes reden, es vergessen, diese Worte hinzu zu setzen, daher er selbst schnell und mit Unruhe sagt: Gott bewahre es. Wahr ist es, es kommt auf Gottes Schutz und Segen viel an, und es ist nöthig, auch bey der Wirthschaft fleißig um denselben zu bitten: allein abergläubisch und lächerlich ist es, wenn man denkt, es komme nur auf ein gewohntes Sagen der Worte: Gott behüte es, an, und Gott habe nur kleine Kinder und das Vieh vor den Hexen zu behüten. Man würde den auslachen und für sehr einfältig ansehen, der von einer erwachsenen Person spräche: ihr sehet recht wohl aus, und alsdann hinzusetzte: Gott bewahre euch. Man hat auch Mittel wider das Berufen erfunden. Man darf nur dem Kinde ein scharlachenes Tuchstreifchen um die Hände nähen, das sichert es davor. Vermuthlich sollen die rothen Tuchlappen, die man den Pferden anhänget, eben den Nutzen haben.

Ganz besonders ist der Aberglaube wegen der neugebornen Kinder in Sorgen, ehe sie die Taufe em-

empfangen haben. Er stehet in Furcht, daß eine Nixe (Hexe) das Kind austauschen und ein ungestaltetes Wechselbalg an dessen Stelle in die Wiege legen werde. Die Wiege muß also in den Tagen vor der Taufe nie allein gelassen werden, hauptsächlich nicht in der Mittags-, in der sechsten und Mitternachtsstunde, wenn nicht das Kind in Gefahr kommen soll, daß ihm von Gespenstern etwas übels begegnen, oder es gar von der Nixe vertauscht werde. Die Wehmütter auf dem Lande, deren die wenigsten ordentlich unterwiesen und von der Obrigkeit bestellet worden, stecken voller Aberglauben und haben eine Menge alberner Regeln, die sie beobachten.

Das Zeichen des Kreuzes soll auch ein kräftiges Mittel wider die Hexereyen seyn. Man sucht damit die neugebornen Kinder vor der Taufe zu verwahren; man bekreuzigt sie, wenn sie ins Bad gebracht werden, und wenn sie wieder heraus kommen. Dies Ueberbleibsel aus dem Pabstthume ist unter dem gemeinen Volke so gäng und gebe, weil es bald gemacht ist, und weil man denkt, es vertrete die Stelle des Gebets. In der Walpurgisnacht, in welcher nach dem Glauben der Einfalt die Hexen besonders geschäftig sind, da sie auf Ofengabeln und Besen zum Teufelstanze auf den Blocksberg reiten und wieder zurückkommen, macht man Kreuze an alle Thüren der Viehställe, auch wohl an die Hausthüren und Fensterladen, und glaubt damit den Hexen Trotz zu bieten.

Ist ein Grab zu machen, so muß es ja nicht den Tag vorher geschehen, wenn die Erde auch noch so stark gefroren wäre, weil böse Menschen die Nacht über machen könnten, daß der Verstorbene keine Ruhe im Grabe hätte. Das Grab muß also alle-

mal am Tage des Begräbnisses gemacht werden, und allem Uebel vorzubeugen, legt man Schippen und Spaden kreuzweise darüber, drückt auch ein Kreuz auf die ausgeworfene Erde ein. Bey den Begräbnissen der Kinder, sonderlich derer, die in den sechs Wochen gestorben, muß der Schemel, worauf die Leiche gestanden, umgestoßen werden, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Dies soll dazu dienen, daß die Kinder nicht wieder kommen und spuken. Wird gesäet, so macht man den Anfang mit einem dreyfachen Kreuzwurfe. Soll ein Brod angeschnitten werden, so müssen erst mit dem Messer ein oder etliche Kreuze darüber gemacht werden. Man macht auch schon Kreuze über den Teig, wenn das Mehl eingesäuert ist.

Ein anderer lächerlicher Aberglaube ist der, da man wähnet, daß kleinen Kindern, Kranken, auch wohl gesunden Personen die Ruhe mitgenommen würde, wenn jemand in die Stube tritt und, ohne sich niederzusetzen, wieder fortgehet. Es geschiehet daher, daß, wenn man eine niedrige Person zum Sitzen zu nöthigen nicht nöthig findet, diese selbst so besorgt ist und spricht: ich muß mich doch wohl einen Augenblick setzen, daß ich die Ruhe nicht mitnehme; und so berührt sie wirklich kaum den Stuhl und geht fort.

Es soll nicht gut seyn, wenn man sein Bette so aufschlägt, daß man das Gesicht gegen Morgen kehret; denn so liegen, spricht man, die Todten in den Gräbern.

In den sogenannten zwölf Nächten, nämlich vom Christtage an bis zum großen Neujahr, darf man keine Hülsenfrüchte, Erbsen, Linsen, Bohnen rc. essen, man wird sonst mit der Krätze oder mit Geschwüren am Leibe geplagt. Asche, die während

rend dieser zwölf Nächte gemacht worden, soll gut wider den Brand im Weitzen seyn, wenn man damit den Samen vermengt und ihn mit Wasser anfeuchtet. Damit die Sperlinge nicht in den Weitzen und in die Hirse kommen, darf man nur im Säen ein Rüthchen vom Besen quer ins Maul nehmen und kein Wort dabey reden.

Milch darf man nicht aus dem Hause geben, ohne ein wenig Salz hinein zu streuen; man giebt sonst den Segen vom Rindviehe mit hinweg. Eben so darf man von einem erstgebornen Kalbe die Leber nicht braten, weil dies der Kuh schadet.

Am ersten Osterfeyertage stellt man an einigen Orten eine ordentliche Pferdewallfahrt nach einem Flusse oder Bache an, und zwar muß es vor Sonnenaufgang geschehen und mit besondern Ceremonien. Die Einfalt steht in der Meinung, daß nach diesem Bade die Pferde sich das ganze Jahr hindurch gut halten und nicht krank werden; und dennoch fallen oft junge und starke Pferde um. An eben diesem Tage, und zwar stillschweigens vor Sonnenaufgang, holen die Weibsleute das sogenannte Osterwasser aus fließenden Wassern, welches man das ganze Jahr über zu verschiedenem kräftigen Gebrauche aufbehält. Wunder nimmt es mich, daß auch in Städten, sogar in Potsdam, dieser abergläubische Gebrauch noch häufig geübt wird, welches Gelegenheit zu allerhand Muthwillen giebt.

Am ersten Pfingstfeyertage in aller Frühe muß den Pferden zur Ader gelassen werden. Anfänglich mag dies ganz unschuldig geschehen seyn, weil die Pferde das Fest über Ruhe haben: allein der Aberglaube hat sich darein gemischt, und man glaubt, daß das Aderlassen an diesem Tage für die Pferde

einen besondern Nutzen habe und sie vor Krankheiten bewahre.

Es könnte noch manches hier beygebracht werden, aber es sey genug von einer Sache, die für Vernünftige sehr betrübt ist, und der evangelischen Religion keine Ehre macht. Eingewurzelte und von den Voreltern ererbte Vorurtheile, Unwissenheit von Gott, von seiner Regierung und Vorsorge, und überhaupt eine überaus geringe, mangelhafte und irrige Erkenntniß der Religion sind die Hauptquellen des so mannichfaltigen und schändlichen Aberglaubens, der so manchen um Vermögen, Gesundheit und gar ums Leben bringt. Möchten doch alle Prediger allen Fleiß anwenden, sowohl in ihren öffentlichen Vorträgen, als auch besonders in ihren Unterredungen mit ihren Gemeingliedern bey allen Gelegenheiten den Aberglauben zu bekämpfen! Möchten sie doch vorzüglich die Kinder beym Religionsunterrichte eines Bessern darüber belehren! Allein traurig ist es, und ungern sage ich es, daß selbst nicht alle Prediger vom Aberglauben ganz frey sind. Wie mancher glaubt noch an Gespenster und Erscheinungen, und läßt eine thörichte Furcht davor blicken, weil er es für möglich hält, daß der Teufel die Gestalt eines Verstorbenen annehmen und die Lebendigen damit schrecken könne. Nicht nur das, sondern mancher giebt auch seinen Aberglauben dadurch zu erkennen, daß er gestattet, daß in seinem Hause und in seiner Wirthschaft mit seinem Wissen abergläubische Mittel gebraucht und Albernheiten vorgenommen werden. Ich hatte selbst einmal Gelegenheit, ein Augenzeuge davon zu seyn, bey einem Besuche, den ich bey einem Landprediger abstattete. Als wir des Abends in der Dämmerung uns unterredeten, kommt ein alter Mann mit einem

nem Stücke Holz unter dem Arme, ohne anzuklopfen und ohne guten Abend zu sagen, zur Stubenthüre herein, gehet stillschweigens durch die Stube durch in die daran stoßende Schlafkammer, kommt nach einigen Augenblicken wieder heraus und bietet uns nun einen guten Abend. Auf mein Befragen, was dieses geheimnißvolle Betragen zu bedeuten habe, gab mir der Mann ganz im Ernste zur Antwort: es sey ein unfehlbares Mittel wider die Wanzen, wenn man eine Radspeiche, die von einem Wagen verloren worden, stillschweigens in die Schlafkammer tragen und unter das Bette legen lasse; er sey so glücklich gewesen, eine solche Radspeiche zu finden; und da er wisse, daß der Herr Prediger von Wanzen sehr geplagt sey, so habe er ihn davon befreyen wollen. Ich konnte nicht umhin, dem Prediger meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, daß er solche Thorheiten zuließe und nicht gesucht habe, dem Manne seinen Aberglauben zu benehmen. Ich erhielt die Antwort, daß er zwar an der Sache keinen Glauben habe, daß er aber den alten Mann, der es gut meine, nicht habe hindern wollen, und überdem könne das Mittel ja nicht schaden. Die Radspeiche blieb unter dem Bette liegen, und die Wanzen — blieben natürlicher Weise da. Gottlob! daß dergleichen abergläubische Prediger selten sind, und daß man hoffen kann, daß sie bald völlig aussterben werden.

III. Einige bewährte Hausmittel.

(Fortsetzung.)

1) Mittel wider die Gicht und Gliederreißen.

Es giebt ein hitziges Gliederreißen, das mit einem

Fieber verbunden ist, und ein kaltes Gliederreißen ohne Fieber, welches man auch das chronische oder langwierige nennt. Das hitzige Gliederreißen gehört unter die Entzündungskrankheiten, bey welchen man seine Zuflucht zu einem geschickten Arzt nehmen muß. Das kalte sitzt oft in einem Theile des Körpers fest, und verursacht Röthe, Geschwulst und Schmerzen, oft geht es von einer Stelle zur andern und setzt sich auf die äußere Haut des Kopfs, die Augen, die Zähne ꝛc. Gemeiniglich ist es in den äußern Gliedern, besonders den Gelenken, und so lange es hier bleibt, ist selten Gefahr zu befürchten: fällt es aber auf innere Theile, welches Erkältungen und hitzige Arzeneyen und Getränke verursachen können, so wird es gefährlich, oft tödtlich. Am hartnäckigsten ist es, wenn es nach dem Kopfe, den Lenden und der Hüfte ziehet.

Blutigel auf die rothen entzündeten schmerzhaften Theile angesetzt, thun zur Linderung der Schmerzen gute Dienste. Man kann auch auf kalte Geschwulsten und die von Gichtschmerzen ergriffenen Glieder Flanell mit Nutzen umschlagen. Noch bessere Dienste thut Wachstaffend oder Wachsleinwand, welche man auf den kranken Theil legt, weil sie die Ausdünstung befördert. Bey hartnäckigem Hüftweh thun sechs bis acht Schröpfköpfe oft gute Dienste; man muß es aber wiederholen. Wider hartnäckiges Kopfweh sind Blasenpflaster und Haarseile im Nacken heilsam. Hitzige Mittel, sowohl äußerlich als innerlich angewandt, sind schädlich. Der Thee von dem getrockneten Kraute und Blumen des Fallkrauts oder Wolverley thut denen mit hin und herziehender Gicht behafteten gute Dienste, und wirkt insbesondere durch vermehrte Ausdünstung

Hol-

Hollunderblüthe, Fliederblüthe, wenn sie in Milch abgekocht und zwischen Tüchern oder bloß auf die leidenden Theile gelegt wird, wirkt in Flüssen, Gicht und Podagra große Erleichterung der Schmerzen; es muß aber oft erneuert werden. Auch der innerliche Gebrauch der Milch wider die Gicht wird von vielen großen Aerzten empfohlen, und durch anhaltenden Gebrauch derselben sind veraltete Gichten gehoben worden. Vor der Anwendung dieses Mittels müssen Abführungsmittel gebraucht werden, hierauf wird mit kleinen Portionen Milch, etwa sechs Unzen, angefangen, und allmählig bis zu zwanzig Unzen täglich gestiegen und sehr lange mit dieser Milchkur fortgefahren, wobey aber alle harte und grobe Nahrungsmittel zu vermeiden sind. Auch ein bis zwey Loth Milchzucker, in einem halben Quart Wasser aufgelöset, sind zur Abwechselung ein sehr dienliches Getränk, welches man auch mit Zucker oder Honig versüßen kann.

Noch ein sehr einfaches Mittel wider die Gicht ist mir bekannt worden. Ich besuchte vor einigen Jahren einen alten fünf und siebenzigjährigen Mann in Potsdam und fand ihn an der Gicht, daran er seit mehrern Jahren gelitten hatte, äußerst elend liegen und ganz kontrakt. Nach etwa einem halben Jahre begegnet mir der Mann auf der Straße und geht frisch und munter einher. Auf mein Befragen, wodurch er so weit hergestellt worden, sagt er mir, daß ein Pensionairchirurgus ihm gerathen habe, ein Quart Moselwein zu nehmen, vier Loth gemahlnen schwarzen Senf hinein zu thun, es einige Tage in der Sonne oder auf dem warmen Ofen stehen zu lassen, es hernach durchzuseihen und täglich früh im Bette ein Weinglas voll davon zu trinken, noch ein paar Stunden im Bette zu bleiben

und die Transpiration abzuwarten. Dabey solle er zu allen Speisen, wozu es sich nur einigermaßen schicke, Möstrich essen. Er habe diesen Rath genau befolgt und durch den Gebrauch von zwey Quart dieses Senfweins sey er völlig hergestellt worden und seitdem von Gichtschmerzen frey gewesen.

Sollte das angegriffene Gelenke anfangen steif zu werden, so muß man diesen kranken Theil zweymal des Tages über den Dampf von warmen Wasser halten, hernach mit warmen Tüchern wohl abtrocknen, gelinde reiben und mit der Altheesalbe schmieren. Personen, welche zu heftigem Gliederreissen und Flüssen geneigt sind, müssen eine mäßige Lebensart führen, kalte und feuchte Luft meiden, sich fleißig bewegen, aber nicht zu sehr erhitzen. Man verhütet die Rückfälle dadurch, daß man ein flanellnes Brusttuch auf dem bloßen Leibe trägt, oder sich des Morgens und Abends den ganzen Leib mit Flanell reiben läßt, die Füße und den Kopf warm hält, sich vor hitzigen Getränken hütet, von Zeit zu Zeit, wenn man zur Vollblütigkeit geneigt ist, zur Ader läßt, und sich allmählich zu kalten Bädern gewöhnet.

2) Mittel wider den Durchfall. Hier ist nicht von dem Durchfalle die Rede, welcher bey andern Krankheiten oft als eine heilsame Krisis, oft aber auch von sehr bösen Folgen sich ereignet. Hier muß man den Arzt zu Rathe ziehen. Besteht der Durchfall in häufigen Stuhlgängen ohne besondere Schmerzen und Fieber, so ist er gemeiniglich mehr nützlich, als schädlich, indem dadurch die oft seit langer Zeit angesammelte schädliche Materie aus dem Körper geschafft wird. Hier muß man sich hüten, stopfende und erhitzende Mittel, als Theriak, abgezogene Wasser, Bolus rc. zu geben. Wird der Patient

tient nicht geschwächt, hat er Appetit zum Essen und keine Schmerzen, so ist der Durchfall nicht schädlich und es sind keine Arzeneyen nöthig. Man muß nur weniger und zwar Gemüse und gekochtes Obst, aber kein Fleisch und Eyer essen, hitzige Getränke meiden und mehr als gewöhnlich trinken. Man kann auch Abends und Morgens einen Theelöffel voll Digestivpulver von einem halben Loth Rhabarber, eben so viel Krebssteinen und zwey Loth Kremor Tartari nehmen.

Ist der Durchfall von Erkältung entstanden, so muß der Kranke sich wärmer als gewöhnlich halten, und Thee von Kamillen- und Fliederblumen trinken. Hält aber der Durchfall fünf oder sechs Tage an, schwächt er den Patienten merklich, ist er mit Schneiden im Leibe verknüpft, und werden die Stühle häufiger, so muß man ihn als schädlich zu heben suchen. Man kann Quitten mit Zucker zu einem Muß kochen, welches in langwierigen Durchfällen sehr dienlich ist. Man legt mit gutem Erfolge ein Stück Flanell, welches man in ein Dekokt von gewürzhaften Kräutern mit Landwein gekocht, eintaucht, auf den Magen. Der Kranke muß die vorgeschriebene Diät genau beobachten, und wenn er Ekel, Aufstoßen, übeln Geschmack im Munde und eine sehr unreine Zunge hat, ein Brechmittel von zwölf Gran Ipekakuanha und zwanzig Gran Rhabarber nehmen. Sind diese Zufälle nicht vorhanden, so giebt man ein Laxirpulver von dreyßig bis vierzig Gran Jalappe und zwanzig Gran Kremor Tartari, auf welches der Patient alle halbe Stunden eine Tasse voll ganz dünnen Hafergrützschleim mit etwas Butter trinken muß. Verkältung und Naßwerden, besonders des Unterleibes und der Füße, muß vermieden werden, weil sonst Rückfälle entstehen.

3)

3) Mittel wider geschossenes Zäpflein. Man stoße Alaun zu Pulver und bringe etwas davon in einem Theelöffel an das Zäpflein, welches einige mal des Tages geschehen muß. Der in Wasser aufgelösete Alaun thut eben die Dienste, obgleich schwächer.

4) Bey hartnäckiger Leibesverstopfung ist ein in Oel getauchtes Stückchen Alaun, als Stuhlzäpflein in den Mastdarm gesteckt, oft wirksamer, als alle andere Mittel dieser Art. Baumöl oder Leinöl zu etlichen Löffeln genommen und alle Stunden wiederholt, wird oft da noch wirksam befunden, wo sich schon ein Erbrechen zur Verstopfung gesellet und bereits alle Hülfe verloren zu seyn scheinet. Man kann auch den Patienten auf einem mit kaltem Wasser besprengten Steinpflaster mit bloßen Füßen herum gehen lassen, wodurch ein Arzt eine siebentägige Verstopfung bey einem sieben und siebenzig jährigen Manne hob. Wenn die Exkremente ihrer Härte wegen schwer abgehen, so ist es gut zu husten, oder sich durch Schnupftabak ein Niesen zu erregen.

5) Mittel wider die Rose, Rothlauf. Diese Entzündung verbreitet sich auf der Oberfläche der Haut, gemeiniglich im Gesichte oder an den Beinen, wobey der Kranke in dem leidenden Theile eine brennende Hitze empfindet. Sie dauert gemeiniglich nicht über sieben Tage, da alsdann die Haut in Schuppen abfällt. Alle ölichte fette Sachen und Salben müssen vermieden werden, weil sie leicht machen, daß die Rose in Eiterung übergeht, woraus der Brand oder böse langwierige Geschwüre entstehen können. Folgende Mittel sind äußerlich mit Nutzen zu gebrauchen. Man vermischt vier Loth fein gepülverten rothen Bolus mit einem hal-

den Quentchen Kampher und streuet von diesem Pulver auf die Rose. Oder: man nimmt Kamillen- und Fliederblumen, von jedem ein Loth, feines Bohnenmehl drey bis vier Loth, Bleyglätte ein Loth, Kampher ein Quentchen, vermischt es zu einem feinen Pulver, nähet es in Säckchen von feiner Leinwand und legt es so auf. Der gemeine Mann legt blaues Papier auf den Rothlauf. Oft ist die Rose schlimm und bösartig, und dann muß man die Hülfe des Arztes suchen. Leute, die öftere Anfälle davon haben, müssen alle fette und schleimichte Speisen, Schweinfleisch, hitziges Getränke, Gewürze, heftige Leidenschaften, besonders Zorn, sitzende Lebensart und Erkältung meiden. Ihre Speisen müssen hauptsächlich aus Gartengewächsen, Baumfrüchten, säuerlichen Sachen und solchen, die den Leib offen halten, bestehen; sie müssen Wasser, oder ein leichtes gut gegornes Bier trinken und oft, besonders Abends, einen Theelöffel voll Kremor Tartari nehmen, oder von einem Pulver aus anderthalb Loth Kremor Tartari und einem halben Loth gereinigten Salpeter.

7) Bey **Ohnmachten** bedient man sich des Weinessigs als eines Riechmittels mit gutem Erfolge. Man kann auch den Kranken mit Essig besprengen, und ihm einen in Essig getauchten Lappen auf die Brust und Stirne legen. Man kann auch dem Ohnmächtigen etwas Salz in den Mund einreiben. Heftige histerische Ohnmachten weichen auf wiederholte Brechmittel von fünf Gran Ipekakuanha und einem Gran Brechweinstein.

8) Bey **kalten Fiebern** muß der Körper durch Abführungsmittel zuvor gehörig gereiniget werden. Der Kranke muß Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachten, bey gutem Wetter sich öftere Bewe-

gung in freyer Luft machen, fette, harte, unverdauliche und blähende Speisen, auch alles starke Getränke meiden, und zwey Stunden vor dem Fieberanfalle nichts essen, weil dadurch der Paroxysmus stärker wird. Während des Frostes muß er Thee mit Weinessig trinken; auch ist dies Getränke in der Hitze gut und befördert den Schweiß, den man weder durch heiße Stuben, noch durch hitzige Sachen befördern muß. Ist die Hitze stark, so giebt man Wasser mit Weinessig, saure Molken, oder Gerstentrank, nicht warm, aber doch verschlagen. Empfindet der Kranke einen Ekel und Neigung zum Brechen, mit bitterm Geschmack und Aufstoßen, ist die Zunge mit einem gelben Schleim überzogen, so ist ein Brechmittel dienlich. Man läßt ihn also am guten Tage, oder bey einem alltägigen Fieber, wenigstens drey Stunden vor dem Paroxismus, zwölf Gran Ipekakuanha mit zwanzig Gran Rhabarber vermischt, nehmen, oder man löset drey Gran Brechweinstein in zwölf Loth Wasser auf, und giebt davon löffelweise, bis einige mal Brechen erfolgt. Nach jedesmaligem Brechen muß er viel laulichtes Wasser trinken, und dies so lange er bricht, wiederholen, bis er anfängt, das getrunkene Wasser bey sich zu behalten. Hierauf kann er ein schwaches Warmbier trinken, sich ins Bette legen und ruhig das Fieber erwarten. Sollte sich das Brechen nicht stillen wollen und ihn zu sehr angreifen, so kann er einen starken Kamillenblumen-Thee trinken, ein wenig Semmel in Wein eingeweicht und mit Zimmt bestreuet, oder eine gute Biersuppe essen.

Klagt der Patient über Leib- und Lendenschmerzen, Poltern und Murren in den Gedärmen und ist der Leib gespannt und aufgeblähet, so muß man ihm

ihm am guten Tage, oder wenigstens acht Stunden vor dem Paroxismus, ein Laxirmittel geben. Dies kann aus dreyßig bis vierzig Gran Jalappenpulver mit zwanzig Gran Kremor Tartari vermischt bestehen, oder aus Rhabarber und Glauberischem Wundersalz, von jedem ein halb bis ein Quentchen.

Oft wird das Fieber durch ein einziges Laxir- oder Brechmittel gehoben, oft aber wird der folgende Anfall noch stärker. Beobachtet man noch ferner die angeführten Kennzeichen von Unreinigkeiten im Magen und den Gedärmen, so muß man das Brech- oder Laxirmittel wiederholen. Sobald diese Zeichen nicht mehr da sind, läßt man bloß einen Theelöffel voll von einem Digestivpulver, das aus Rhabarber, präparirten Krebssteinen, von jedem ein halb Loth und zwey Loth Kremor Tartari bestehet, nehmen, und zwar alle drey Stunden, doch nicht während des Fiebers. Werden die Anfälle kürzer, so fährt man damit fort, bis das Fieber gänzlich weg ist; dann muß man das Mittel noch immer, obgleich in nach und nach verminderter Dosis, gebrauchen, und noch eine Zeitlang die vorgeschriebene Diät beobachten.

Bleibt aber das Fieber nicht weg und werden gegentheils die Anfälle heftiger, so muß man dem Patienten die Fieberrinde geben. Man nimmt zwey Loth von der feinsten und theilt sie in zwölf gleiche Pulver. Hievon muß der Kranke alle zwey bis drey Stunden in der Zwischenzeit, wenn er das Fieber nicht hat, ein Stück nehmen, man muß aber gewiß seyn, daß keine Unreinigkeiten oder Verstopfungen im Magen und Unterleibe mehr vorhanden sind. Bleibt das Fieber aus, so muß man doch noch einige Zeit mit dem Gebrauche dieses Pulvers fortfahren und nur nach und nach damit auf-

 hören,

hören, weil dadurch Rückfälle verhütet werden, und der Kranke auch eher seine Kräfte wieder bekommt.

Zu bedauern ist es, daß die Chinarinde zu theuer ist, als daß der arme Theil der Landleute, der an die Kur eines Fiebers nicht einige Thaler wenden kann, sie gebrauchen könnte. Ich will daher einige andere Mittel anführen, welche von erfahrnen Aerzten mit Erfolge gebraucht worden sind. Ist der Körper durch Abführungsmittel gehörig gereiniget, so giebt man eine Stunde vor dem Anfalle zwanzig Gran gepülverten Alaun. Oder man macht eine Mischung aus Alaun, Muskatennuß und Salpeter, von jedem ein Quentchen, theilt es in drey gleiche Pulver und giebt eins vor jedem Fieberanfall, worauf der Kranke den Schweiß abwarten muß, und auf diese Art wird das Fieber gehoben.

Ein wirksames Mittel ist das Kardobenediktenkraut, wenn es nach vorhergegangenen Abführungsmitteln gebraucht wird. Man nimmt von den getrockneten und gepülverten Blättern zwey Loth und eben so viel gereinigten Salpeter, und giebt von diesem Pulver am guten Tage alle drey Stunden einen Theelöffel voll mit Honig oder in Wasser.

Nach dem Zeugnisse berühmter Aerzte thun die Kamillen in Wechselfiebern vortreffliche Dienste. Man hat damit hartnäckige Fieber geheilt, denen die Fieberrinde nichts anhaben konnte, und Heister hat ein viertägiges Fieber damit gehoben, welches schon sechs und dreyßig Monate angehalten hatte. Man pülvert die Kamillenblumen und giebt an den guten Tagen etliche mal zu einem Quentchen, und läßt ein paar Tassen Thee nachtrinken. Wem das Pulver unangenehm ist, der kann mit Honig eine

Lat-

Latwerge daraus machen und am guten Tage öfters eine Messerspitze voll nehmen.

Sehr starker Kaffee mit Citronensaft, der aber frisch ausgedrückt seyn muß, von jedem eine Tasse voll mit einander vermischt, und nach gehöriger Reinigung des Körpers, nüchtern früh im Bette warm am guten Tage getrunken, und den Schweiß darauf abgewartet, ist auch ein bewährtes Mittel.

In dreytägigen, aber nicht in viertägigen Fiebern thut auch der Senfsamen gute Dienste. Man giebt ihn am guten Tage vier bis fünfmal zu einem Eßlöffel voll. Der Kranke muß ihn ganz und ungekauet verschlucken und nichts nachtrinken.

Endlich sind auch die gepülverten Pomeranzenschalen in allen Wechselfiebern dienlich. Man giebt dies Pulver am guten Tage zu einem Quentchen alle drey Stunden.

Ich erinnere nochmals, daß vor dem Gebrauche aller dieser Mittel der Körper durch Abführungsmittel völlig gereiniget seyn muß. Da die kalten Fieber unter den Landleuten so sehr im Schwange gehen, da diese nicht leicht zu bewegen sind, einen ordentlichen Arzt zu Rathe zu ziehen, sondern sich gemeiniglich an Quacksalber halten, die ihnen theils die albernsten und ganz unkräftige Mittel anrathen, theils das Fieber ohne vorhergegangene Reinigung des Körpers gewaltsam vertreiben, worauf so oft Geschwulst und Wassersucht folgen: so würden die Prediger sich um die Menschheit gewiß sehr verdient machen und manchem das Leben erhalten können, wenn sie sich damit befaßten, nach vorstehenden Vorschriften die Fieberpatienten in ihren Gemeinen zu behandeln.

IV. Der biedere Bauer.

Im Kanton Schweiz kam an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete und sagte: Nachbar, jetzt ist die Heuerndte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zu Schweiz zusammen rufen lassen, weil wir beyde nicht gelehrt genug sind, zu wissen, wer von uns beyden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht. — — Du siehest, Nachbar, daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen. — — Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch kann das Heu nicht eher weggeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört. — — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schweiz und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht mit dabey zu seyn. — — Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes. Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schweiz, und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kasparn und sagte: die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun aufs Reine sind.

V. Von der Behandlung der Gebährenden und Wöchnerinnen.

Man sollte glauben, es wären wohl sehr seltene Fälle, daß ein hart erzogenes Weib auf dem Lande in der Geburt verunglücken, oder in dem Wochenbette sterben sollte: allein die Fälle sind nur gar zu häufig, daß das Weib des gemeinen Mannes in der Geburt verunglückt, oder einen unheilbaren Schaden an ihrem Leibe davon trägt, oder gar noch im Wochenbette stirbt. Man kann mit Recht behaupten, daß eine sorgfältige und behutsame Wartung und Pflege des menschlichen Körpers einen sonst gesunden Menschen, der nicht schwächlich und gebrechlich ist, vor einem frühzeitigen Tode bewahren könne. Daher, wenn einmal ein junges, gesundes und starkes Weib glücklich entbunden ist, kann man fast immer annehmen, daß einiges Versehen dabey vorgegangen sey, wenn ein solches Weib, das sich nach ihrer Niederkunft wohl befand, dennoch im Wochenbette stirbt.

Der gemeine Landmann sorgt oft mehr für die Erhaltung seines Viehes, als für seine eigene und seines Weibes Erhaltung. Er nimmt seine trächtige Kuh sorgfältig in Acht und läßt ihr einen guten Trank reichen, wenn sie gekalbet hat. Warum ist er denn in der Wartung und Pflege seines schwangern Weibes, und in der Sorge für ihr Leben und Wohlbefinden so nachläßig? Erkundiget man sich nach der Lebensordnung der Weiber vor, bey und nach der Niederkunft, so darf man sich nicht darüber wundern, daß manche stirbt, sondern darüber, daß nicht weit mehrere umkommen.

Mit Schrecken sieht man Weiber mit hochschwangerm Leibe schwere Arbeiten verrichten, im Garten graben, mit dem Spaten Wurzeln ausheben, schwere Körbe und große Eymer voll Wasser tragen. Ist es nun zu verwundern, wenn entweder eine frühzeitige Geburt daraus entstehet, oder das Weib eine schwere und harte Niederkunft hat? Freylich ist Mangel an Bewegung einem schwangern Weibe schädlich; aber zu heftige Bewegung, insonderheit das Tragen schwerer Lasten, ist noch schädlicher. Dazu kommt das unordentliche, zu viele, ungesunde Essen. Harte Speisen, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, derbe Mehlklöße sind gewiß keine Speise für eine hochschwangere Frau. Wie viel Beschwerlichkeiten müssen sie davon empfinden! Es bleiben unverdauete Theile im Magen und in den Gedärmen zurück, die in eine faule Säure und Gährung gehen, das Blut verderben und den Grund zum Friesel im Wochenbette legen; eine gefährliche Krankheit, die doch eine Wöchnerin nicht eben nothwendig haben muß. Selten läßt einmal die Frau eines gemeinen Mannes auf dem Lande zur Ader, da sie doch gemeiniglich äußerst vollblütig ist; eben so wenig bedient sie sich zur Reinigung des Magens und Unterleibes eines Laxirmittels, welches doch sehr nöthig ist, nicht nur um die Beschwerlichkeiten des Wochenbettes zu vermindern, sondern auch die Entbindung zu erleichtern.

Hier sollten nun die Wehemütter oder Hebammen das ihrige treulich thun, und solchen Weibern, die freylich unerfahren sind, mit gutem Rath an die Hand gehen. Allein theils ziehen die Weiber die Hebammen nicht zu Rathe, und diese werden vor der Stunde der Noth nicht leicht gerufen; theils sind die Hebammen auf dem Lande, auch wohl in

kleinen Städten, größtentheils sehr unwissend, kleben an übeln Gewohnheiten und beweisen sich viel zu sorglos. Da sie keine ordentliche Besoldung haben, sondern ihr eigenes Hauswesen warten, oder von ihrer Hände Arbeit leben müssen, und ihr Lohn für den Beystand, den sie einer Gebährenden und Wöchnerin leisten, oft kaum acht oder zwölf Groschen beträgt; so achten sie ihr Amt wenig, und verlassen die Wöchnerin, sobald das Kind getauft ist.

Auch in unserer Mark ist leider auf dem Lande für gute Anstalten zur Geburtshülfe schlecht gesorgt, ob hier gleich schwere Geburten häufiger sind, als in den Städten. Nur wenige Dörfer haben wohl unterrichtete und tüchtige Wehmütter. In den meisten Dörfern sind es äußerst unwissende alte Weiber, die sich mit der Geburtshülfe abgeben. Stirbt eine Wehmutter, so wirft sich ein Tagelöhnerweib dazu auf, ohne etwas davon zu verstehen, als was sie etwa dadurch gelernt hat, daß sie selbst einige Kinder gehabt hat. So sind mir vier kleine nahe beysammen liegende Dörfer bekannt, die seit vielen Jahren keine andere Hebamme, als unwissende Tagelöhnerfrauen gehabt haben. Gehet bey der Geburt nicht alles nach Wunsch, finden sich nur einigermaßen bedenkliche Umstände, ist eine Wendung des Kindes vorzunehmen; so werden die armen Gebährerinnen oft auf das grausamste behandelt, und es giebt Beyspiele, wo sie selbst unter den Händen ihrer Henkerinnen den Geist aufgeben. Weit mehr Frauen werden durch die ungeschickte Behandlung solcher tölpischen Hände zum fernern Kinderzeugen untüchtig gemacht, und manches Kind wird von ihnen ums Leben gebracht. Ungleich größer aber ist die Zahl der Frauen, die in den Wochen durch schädliche Mittel, welche die unwissenden Hebam-

men ihnen reichen, ums Leben und um ihre Gesundheit gebracht werden.

Man erschrickt, wenn man höret, daß es sehr gebräuchlich ist, die Weiber von gemeinem Stande bey der Geburtsarbeit und auch nachher mit Branntwein zu erquicken. Man kann nichts Rasenders vornehmen. Zu einer Zeit, wo das Gemüth eines solchen Weibes durch Angst und Hoffnung, und ihr ganzes Blut durch die natürlichen und zur Geburt auf die Frucht heftig mitwirkenden Bewegungen der Muskeln im Körper von selbst in die größte Bewegung gebracht wird, trägt man kein Bedenken, ein solches Gift einschlucken zu lassen und noch mehr Hitze ins Blut zu jagen? Ist es nicht eine Art von Frevel, eine Frau zu einer Zeit zu betäuben, da sie nöthig hat, sich ihrer Vernunft, ihrer Pflicht, ihrer Gefahr am besten bewußt zu seyn? Kann ein vernünftiger Mann, kann eine gewissenhafte Hebamme einer Gebährerin dergleichen Getränk zulassen? — Ja, sagt man, dies ist des gemeinen Mannes bestes Labsal. — Schlimm genug! und wenn es noch reiner Kornbranntwein wäre, wiewohl auch dieser in dergleichen Fällen schlechterdings schädlich ist; so ist aber der Branntwein auf den meisten Dörfern das elendeste Pfefferwasser, das überhaupt allen Menschen ungesund ist. Wie soll nun ein solches Weib nicht Friesel, Verzuckungen und andere tödtliche Zufälle bekommen? — Man gebe ihr eine Tasse warmen Thee, oder wenn es ihr an Kräften fehlt, so gebe man ihr höchstens ein klein wenig guten Wein in der Geburtsarbeit. Gute Milch, mit Wasser verdünnt, wird den meisten am besten bekommen.

Nach der Entbindung ist gemeiniglich eine tüchtige Bierkalteschale die Erquickung der Mutter.

Das ist fast eben so viel, als ob man die Wöchnerin mit der Axt todt schlagen wollte. Ein solches Labsal ist gerade der Natur entgegen. Denn da das Blut durch den ganzen Körper in der größten Bewegung ist, und eine solche Person sich sehr angegriffen und erhitzt hat; so thut dies gerade die Wirkung, die ein kalter Trunk auf eine große Erhitzung thut; nämlich die Kälte desselben greift die Brust und die Leber an und bringt das wallende Blut plötzlich ins Stocken. Die Ausdünstung, die einer Kindbetterin so nothwendig und heilsam ist, wird gestört und bleibt zurück, fällt auf die Nerven, und Schlag- oder Steckflüsse und das heftigste Fieber und Friesel sind die unvermeidlichen Folgen davon. Trinkt nun vollends ein solches Weib Branntwein dazu, und ißt Kuchen, und wohl noch recht warm, und im Backofen ausgedörrtes Fleisch, das man sehr unrecht Braten nennt, so ist nicht einzusehen, wie sie gesund und beym Leben bleiben kann.

Was soll denn aber ein solches abgemattetes Weib genießen? Kann man ihr etwa Kaffee geben? Auch dies ist jetzt, da der Kaffee unter den gemeinen Landleuten immer mehr in Gebrauch kommt, und die gewöhnliche Erquickung ist, die sie den Kranken geben, bey Wöchnerinnen sehr gebräuchlich. Ist er nicht stark, und ist eben so viel Milch dabey, so wird er eben keinen großen Schaden thun, da er die Ausdünstung befördert und den Leib offen hält. Man wird aber, weil er die Wallung des Bluts vermehrt, immer besser thun, wenn man ihn wegläßt, besonders in den ersten Tagen nach der Niederkunft. Man gebe der Wöchnerin eine gute Hafergrützsuppe, eine Biersuppe von nicht starkem gut gegohrnen Biere, und nach einigen Tagen eine Kalbfleisch- oder Hühnersuppe; man gebe ihr oft

und wenig und nicht zu heiß, das wird ihr am besten bekommen. Alles kalte Trinken hingegen ist ihr in den ersten neun bis zwölf Tagen, so wie das Waschen und Plätschern im kalten Wasser höchst schädlich.

Jede Art von Erkältung, sie geschehe durch kaltes Trinken, oder durch kalte Luft von außen, kalte Wäsche und Kleider, Herumlaufen in der Stube und in den Kammern und so weiter, ist höchst schädlich, und hindert die Natur an ihrer heilsamen Arbeit. Ein Wochenbette, das an der Stubenthüre, oder an einem schlecht verwahrtem Fenster, oder an einer sehr kalten Wand ansteht, ist eine sehr gefährliche Sache. Leidet es der Platz nicht anders, so muß man gegen die Thüre einen Schirm, und zwischen die Wand und das Bette trockene Bretter stellen, damit von dorther nicht die kalte Luft, und von daher nicht die Kälte der Wand die Wöchnerin treffe. Im Gegentheil ist eine heiße, von Ofenwärme zu sehr erhitzte, Stube, womit der gemeine Landmann glaubt, sich was rechts zu Gute zu thun, eben so schädlich, indem sie die Wallung des Bluts vermehrt, die Säfte nach der Haut treibt und Friesel erzeugt. Der Oeldampf in den Wochenstuben, das viele Tabakrauchen, starke Gesellschaft, die spät aufsitzt und die Wöchnerin am Schlafe hindert, vieles Reden, beunruhigt sie und ist ihr schädlich. Eine Wöchnerin ist eine Person, der man, besonders in den ersten Tagen, alle mögliche Gemüthsruhe und Bequemlichkeit verschaffen muß. Wenn im Sommer die Hitze zu groß ist, kann man den Boden der Stube mit etwas mit Wasser vermischtem Essig besprengen; das Fenster, das vom Wochenbette am meisten entfernt ist, kann man in etwas öffnen, aber dabey muß man die Thüre zuhalten,

ten, daß keine Zugluft entsteht. Der Wöchnerin kann man verschlagenes Wasser, worin etwas Brodrinde eingeweicht ist, zu trinken geben, aber ein wenig auf einmal und oft.

Wider Nachwehen, Milchschauer und dergleichen muß nichts gebraucht werden, das angreift; Wärme, gute Suppen, Ruhe sind das beste. Vor allem aber ist die Reinlichkeit zu empfehlen, und diese ist ein vortreffliches Hausmittel. Auch muß man fleißig in einer Wochenstube räuchern, wenn es auch nur mit Wacholderbeeren geschiehet. Kohlfeuer, Waschfäßer und Wäscherey gehören nicht in eine Wochenstube; dadurch würde man der Wöchnerin muthwillig Ohnmachten zuziehen und Kopfschmerzen verursachen. Auch lasse man eine Wöchnerin während der ersten neun Tage wenig aus dem Bette. Dies sind alles leichte Regeln, die jedermann fassen kann. Möchten sie doch Eingang finden! Und möchten doch besonders die Landprediger sich bemühen, sie bey vorkommenden Fällen dem gemeinen Manne einzuschärfen und ihn anzuhalten, sie zu beobachten! Wie verdient könnten sich die Predigerfrauen machen, wenn sie die Wöchnerinnen in ihrem Dorfe fleißig besuchten, ihnen mit gutem Rathe an die Hand gingen und dahin sähen, daß nichts schädliches mit ihnen vorgenommen würde! Für den Menschenfreund ist es allemal traurig, wenn ein armes Weib, die mit schwerer Geburtsarbeit der Welt einen Menschen mehr geschenkt hat, dafür mit ihrer Gesundheit oder gar gar mit ihrem Leben büßen muß. Kann man gleich nicht allemal einen traurigen Fall durch Beobachtung der vorgeschriebenen Regeln verhüten; so kann man ihn geruhiger und gelassener ertragen, wenn man sich bewußt ist, alles gethan zu haben,

was

was man hat thun können. Dann ist es Gottes Wille gewesen und nicht Menschenschuld. Gottes Willen können wir nicht hindern, und wir müssen uns darin ergeben; aber Menschenschuld können und müssen wir vermeiden.

VI. Von den Insekten.

(Beschluß.)

Die Eyer der Insekten sind in der Größe, Farbe und Gestalt sehr unterschieden, durchgängig aber ist ihre Anzahl ungemein groß, wie man aus der Menge der Eyer einer einzigen Seidenraupe oder einer Spinne schließen kann. Eine einzige Bienenkönigin kann in einem Jahre zwey, drey, auch vier Bienenschwärme hervor bringen, deren jeder aus funfzehn bis sechzehntausend Bienen bestehet. Bedenkt man, wie unzählige Vögel, Amphibien und selbst vierfüßige Thiere von lauter Insekten leben müssen; so kann man die Vorsehung nicht genug bewundern, welche durch eine so reichliche Fortpflanzung der Insekten diesen Thieren hinlängliche Nahrung verschafft hat.

Besonders merkwürdig ist, daß alle Insekten eine große Vorsorge für ihre Eyer beweisen, und sie gerade dahin legen, wo die auskriechenden Jungen sogleich die ihnen dienliche Nahrung finden; sollte es auch unter der Haut anderer Thiere, oder bey solchen, die vom Unflathe leben, im Miste seyn. Der Schmetterling, die Kohlraupe werden ihre Eyer niemals auf eine andere Pflanze oder auf einen Baum legen, sondern sie legen sie auf den Kohl und zwar unter das Blatt, damit sie nicht vom Regen abgewaschen werden und auf die Erde kommen, wo

sie verderben müßten. Einige, als die Bienen und Wespen, welche jedes Ey in eine besondere Zelle verschließen, legen etwas Speise zur ersten Nahrung für das auskriechende Junge bey. Diejenigen Eyer, welche durch Nässe oder Kälte verderben könnten, werden von den besondern Arten der Insekten auf mancherley Art darwider verwahrt, umsponnen und eingehüllt, wie an den Spinnen und Nachtschmetterlingen zu sehen ist.

Wie muß man aber nicht bey Betrachtung der **Verwandlung** mehrer Insektenarten, besonders der geflügelten erstaunen! Die Schmetterlinge, Fliegen und Käfer erscheinen bey dem Hervorkommen aus den Eyern in einer ganz andern Gestalt, als diejenige ist, welche sie hernach bekommen. Sie kommen als Raupen, Würmer oder Maden zum Vorschein, und in diesem Zustande werden sie nur **Larven** desjenigen, was sie hernach werden sollen, genannt. Diese Larven sind nach ihrer Art sehr unterschieden geringelt, theils mit, theils ohne Füße, mit einem harten oder weichen Kopfe, jedoch alle wehrlos; gemeiniglich haben diese Larven mehr Füße, als sie nach der Verwandlung haben, wiewohl die Füße, welche ihnen in der Verwandlung bleiben, nur allein hart sind, da die übrigen in weichen Warzen bestehen, die ihnen dazu gegeben sind, um mit ihrem langen wurmförmigen Körper fortzukommen. In diesem Zustande wachsen die Larven stark und genießen viele Nahrung. Viele legen sodann die erste Haut ab, und werden schöner, worauf eine zweyte Verhäutung folgt, da sie mit Zurücklassung des Balges herausschlüpfen, und wofern sie zuerst haarig waren, wieder neue Haare bekommen. Einige verhäuten sich zum dritten und viertenmal, wie die Seidenraupen.

Nach

Nach der letzten Verhäutung krümpft sich die Larve ein, bekommt einen geringelten harten Ueberzug, der gemeiniglich braun, glatt und glänzend, bey einigen aber gold- und kupferglänzend ist. In diesem Zustande werden sie Nymphen oder Puppen genannt; weil sie aber oft gar keine Aehnlichkeit mit dem Thiere haben, das werden soll, so nennt man einige derselben auch Bohnen. Der Unterschied der Puppengestalten ist sehr groß; einige sind nackend, andere eingesponnen; einige regen sich gar nicht, andere bewegen sich immer stark; einige haben fast alle Merkmale des bestimmten Insekts und scheinen nicht einmal eine Puppe zu seyn, andere hingegen haben gar nichts ähnliches; und etliche bleiben sogar in ihrer letzten Haut, wie eine Nuß in einer Schale zur Verwandlung liegen. Gleichsam als ob sie es vorher wüßten, daß sie in diesem Puppenzustande in einer Art der Ohnmacht und Hülflosigkeit sich befinden werden, sorgen sie im voraus für ihre Sicherheit. Einige spinnen sich ein, in eine feste Hülle, wie die Seidenraupen; andere spinnen eine Schlinge um ihren Körper, in welcher sie sich aufhängen; andere machen sich eine Hülle aus ihren eigenen Haaren; andere machen sich dergleichen aus Baumblättern; andere verfertigen sich ein künstliches Behältniß aus Wolle, wie die Motten, oder aus kleinen Spähnchen von Baumrinde, oder von Sand und kleinen Steinchen, die sie zusammen kütten; noch andere verbergen sich in Ritzen der Baumrinden und Wände, oder verkriechen sich in die Erde.

Indessen da die Puppen ihre Verwandlung vollbringen, muß allerdings das Leben und das Athemholen fortdauern; daher man auch die Luftlöcher an ihnen wahrnimmt, welche sie bald flach, bald trich-

terförmig, bald wie Wärzchen und in Erhöhungen zeigen, nach Beschaffenheit der Art und des Standes, wo sich diese Luftlöcher an der Puppe befinden. Die Verwandlung selbst geht nicht bey allen in gleicher Zeit von statten, denn sie dauert bey einigen nur einige Wochen, bey manchen aber über Jahr und Tag, zu welchem Unterschiede vielleicht die Wärme und Kälte, auch die Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft vieles beyträgt.

Wenn das Insekt hervortritt, ist es weich und zart, wächst aber in wenig Minuten sowohl an Flügeln und Farben, als an der übrigen Deutlichkeit der ganzen Bildung, und fliegt sodann davon, um sein Futter zu suchen, da man denn wieder viele Ursache zur Bewunderung findet. Die Insekten leben nämlich, jedes nach seiner Art, von Wurzeln, Rinden, Holz, Blättern, Blumen, Früchten und Samenkörnern; oder sie sind Raubthiere, welche andere Insekten fressen und das Blut der Menschen und Thiere saugen; oder sie wählen Mist und Unflath zu ihrer Nahrung, wobey sie sich mancherley Vortheile und Kunstgriffe bedienen, welche ihre Haushaltung äußerst merkwürdig machen.

Es ist fast nichts auf der ganzen Erde, was nicht den Insekten zum Aufenthalte und zur Wohnung dienet. Man findet sie im gesalzenen Wasser in den Meeren, im süßen Wasser, ja gar in den heißen mineralischen Wassern, im Schnee und allen Arten der flüssigen Sachen. Die Erde ist sowohl auf der Oberfläche, als inwendig mit Insekten bevölkert. Einige haben keine andere Wohnung als im Innern der Erde; andere verkriechen sich in die Erde, sich gegen die Winterkälte zu schützen, ihre Verwandlung darin auszustehen, oder ihre Eyer hinein zu legen. Unter dreyzehntausend

Arten von Pflanzen und Bäumen, die man kennt, ist vielleicht nicht eine einzige, die nicht ihre besondere Art von Insekten hat; ja öfters dient eine Pflanze, ein Baum vielen Arten von Insekten zum Aufenthalte, z. B. die Eiche und Weide nähren einige hundert Arten. Die großen Bäume sind Welten, die von Insekten bevölkert sind. Sie halten sich in der Wurzel, in der Rinde, im Holze, so wohl im grünen, als trocknen, in den Blättern, auf, da einige sich in ein Blatt einwickeln, andere aus mehrern Blättern ihre Wohnung machen, andere sich zwischen die Häutchen des Blatts einquartieren, andere einen Auswuchs (Gallen, Gallapfel) verursachen, wo sie sich einnisten.

Wo nicht alle, doch die meisten Thiere geben Insekten Aufenthalt. Die Fische, selbst die mit harten Schuppen bedeckten, sind nicht davon befreyet; sie setzen sich unter die Schuppen, an die Augen, die Kiefern, ins Fleisch. Die Gänse, Hühner, Enten, Pfauen und andere Vögel haben ihre Läuse. Die vierfüßigen Thiere wimmeln von Insekten und Würmern, welche sich in die Haut, zwischen Fell und Fleisch, in die Nasenlöcher setzen. Die Hirsche haben Würmer im Kopfe, und man trifft diese in den Eingeweiden der meisten Thiere an. Selbst Insekten dienen andern Insekten zur Wohnung. So sieht man an den Fliegen durch Vergrößerungsgläser andere kleine Insekten auf den Beinen und am Leibe herumkriechen, und die Ichneumonfliege legt ihre Eyer in den Körper der Raupen und Spinnen, wo sie hernach auskommen und sich davon nähren.

Der Mensch ist eine Welt, auf der eine Menge von Insekten wohnet. Viele Arten derselben, als Mücken, Fliegen, Flöhe, Läuse, Wanzen machen

sich

sich an die äußern Theile unsers Körpers und nähren sich von unserm Blute. Einige nisten sich zwischen Haut und Fleisch ein; es giebt kleine Läuse in der Hand, die unter der Haut fortkriechen und kleine Hügel, wie die Maulwürfe unter der Erde, machen. Die Niguen, eine Art kleiner Läuse in Amerika, kriechen den Einwohnern zwischen die Nägel der Füße und verursachen Geschwulst mit großen Schmerzen.

Aber wozu hat denn Gott, sagt mancher kurzsichtige Mensch, alles dieses Ungeziefer erschaffen? Sie hätten wohl füglich aus der Reihe der Dinge wegbleiben können, da sie dem Menschen nur zur Plage dienen. — Es ist freylich wahr, daß die Insekten durch ihre erstaunliche Fortpflanzung uns oft schädlich werden. Die Heuschrecken verwüsten die Saat, das Gras und die Bäume; die Raupen zerfressen die Gartenfrüchte und verderben die Bäume in Gärten und Wäldern, dergleichen auch die Käfer thun; die Maden durchfressen das Obst; die Erdflöhe zernagen die zarten Pflanzen; die Kornwürmer verzehren das Getreide auf den Böden rc. Wie mancherley Ungeziefer plagt nicht den Menschen! Einige nisten in den Haaren, Kleidern und Betten; die Wespen, Hornissen, Fliegen, Mücken stechen; die Spinnen beißen; die Spuhlwürmer foltern die Kinder in den Gedärmen. Unsere Hausthiere werden auf mancherley Art geplagt und wund gestochen.

Alles dieses ist wahr, aber es ist auch wahr, daß Gott dem Menschen das Vermögen gegeben hat, Mittel zu ersinnen, den Schaden, den die Insekten anrichten, zu verhüten, oder doch wenigstens zu vermindern. Können wir gleich durch alle ersinnliche Mühe keine Art der Insekten ausrotten,

so können wir doch ihre gar zu große Vermehrung hindern.

Es mag auch der Schade noch so groß seyn, den manche Insekten anrichten, so ist doch auch ihr Nutzen von unbeschreiblichem Werthe. Viele dienen den Menschen zur Speise, z. B. das Honig der Bienen; zur Kleidung die Seide; zu Lichtern das Wachs; zur Farbe die Kochenille; zum Fischen die Regenwürmer ꝛc. Besonders weiß die Arzeneywissenschaft großen Nutzen aus den Insekten zu ziehen, da man theils äußerlich, theils innerlich die Blutigel, Ameisen, Regenwürmer, Spinnen, Asselwürmer, spanische Fliegen und andere mehr gebraucht. Sie dienen auch den Thieren zur Speise. So nähren sich die Spinnen von den Fliegen, die Hornissen von den Bienen, die Ameisenlöwen von den Ameisen. Die Fische fressen Regenwürmer und Wasserinsekten. Viele Arten der Vögel nähren sich und ihre Jungen bloß von mancherley Insekten, Würmern und Eyern. Die Hühner und andere Vögel suchen ihre Arzeney an den Spinnen. Selbst manche vierfüßige Thiere brauchen sie zu ihrer Nahrung; z. B. der Dachs sucht Würmer und Käfer, der Maulwurf wühlet nach Regenwürmern ꝛc.

Die Insekten sind also eben so wohl Beweise der Macht, Weisheit und Güte Gottes, als alle andere Geschöpfe. Wir dürfen also keins derselben für unnütz und überflüssig halten, wenn wir gleich, aus Mangel der Einsichten in die Eigenschaften derselben, den Nutzen von manchen nicht kennen, zumal da uns vielfältige Erfahrung gelehrt hat, daß man lange Zeit Dinge für unnütz gehalten hat, von denen man hernach großen Nutzen entdeckt hat. Dienen die meisten uns gleich nicht unmittelbar, so

sind

sind sie doch die Nahrung der Vögel, die uns mit ihrem Gesange vergnügen, oder auch zur Speise dienen. Leben sie gleich mit unserm Vorrathe und verzehren sie gleich einen Theil der Früchte, die wir für uns erbauen, so fehlt es uns ja doch nicht am Unterhalte. Auch die Furcht vor dem Schaden, den uns diese Thierchen zufügen können, hat ihren Nutzen; denn sie dienet dazu, uns wachsamer, klüger und sorgfältiger zu machen. Das Gewürm nöthigt uns, unsern Leib reinlich zu halten, welches zur Erhaltung unserer Gesundheit so nöthig ist. Die Spinnen nöthigen uns, unsere Häuser, und die Motten unsere Geräthe und Kleider zu reinigen. Lasset uns also die Insekten nicht mehr als unnützes und schädliches Ungeziefer betrachten! Lasset uns vielmehr bestreben, die Weisheit und Absicht Gottes in Hervorbringung derselben immer besser zu erkennen, und die Werke Gottes in der Natur auf die rechte Art zu betrachten, und daraus die Freude zu empfinden, die jedem aufmerksamen Beobachter derselben zu Theil wird.

VII. Ueber die Vertilgung und Benutzung des Hederichs.

(Zu Num. X. des Februars.)

Kann man sich gleich vorsehen, keine Saatgerste und keinen Saathafer zu nehmen, die durch Hederichsamen verunreiniget sind, oder beydes von demselben durch Einweichen und Schlemmen zu reinigen; so findet man doch kein reines Feld, weil der Hederich seinen Samen schon vor oder bey der Einsammlung des Sommergetreides hat fallen lassen, welcher vom Schlagregen eingeschlagen, oder vom

Viehe eingetreten, oder bey Umackerung des Feldes untergebracht wird und so lange still liegt, bis der Acker wieder aufgepflügt wird, da denn der Hederichsame auskeimet. Auf den Brachfeldern sehen wir, daß da, wo die Schweine die Erde aufwühlen, der Hederich alsbald aufgeht, da indessen darneben, wo der Erdboden fest geblieben ist, keiner aufgehet.

Da eine einzige Pflanze wohl einige hundert Körner hervorbringen kann, so kann man auf die Menge des im Acker befindlichen Hederichssamens leicht schließen. Wir sehen oft eben so viel, ja ungleich mehr Hederich als eingesäete Gerste oder Hafer zum Aufgehen kommen. Er raubt nicht nur dem Sommergetreide die Nahrung, sondern überwächst und unterdrückt es sogar, daß daher nothwendig ein halber, und oft ein totaler Mißwachs desselben entstehen muß. Wer sollte also nicht wünschen, dies so landverderbliche Uebel vermindert oder gar vertilgt zu sehen.

Ein Landwirth ohnweit Frankfurth an der Oder hat schon vor mehrern Jahren sein ganzes Feld allmählig vom Hederich befreyet. Da er bemerkt hatte, daß der Hederichssame, wenn er durch das Aufpflügen des Ackers an das Licht gebracht wurde, von der Sonnenhitze theils aufberstete, theils gleich nach dem Auskeimen vertrocknete; so ließ er ein Stück Acker nach dem andern an heißen Tagen umpflügen, nach einigen Tagen eggen, sodann binnen acht Tagen dies Verfahren wiederholen, um so viel als möglich allen Hederichsamen herauf zu bringen und durch die Sonnenhitze zu ertödten. Dies ging nach Wunsche; die Bauern folgten dem Beyspiele und reinigten von Jahr zu Jahr ein Feld nach dem andern, bis sie mit ihrem ganzen Felde fertig wurden.

Ein Landwirth in Bayern machte eben denselben Versuch. Er ließ einen Brachacker, auf welchem im Sommer zuvor der Hederich häufig unter der Gerste war, zwey bis dreymal bei der größten Hitze umackern. Dadurch wurde das Wurzelwerk und der Same in die Höhe gebracht, von der Sonne verbrannt und gänzlich vernichtet, wodurch dieser Acker von diesem Unkraute fast ganz befreyet wurde.

Ein anderer Versuch war noch glücklicher. Er ließ einen Brachacker im Frühjahre ordentlich umackern und eggen, worauf der Hederich in großer Menge empor wuchs. Diesen ließ er, da er schon seine Blüthe zeigte, ordentlich ausziehen und dem Rindviehe geben, welches ihn sehr gern frißt. Hierauf wurde der Acker mit dem Pfluge mehrmal umgerissen, und der in geringer Menge sich zeigende Hederich wieder ausgezogen, durch welches Verfahren er endlich ganz ausgerottet wurde.

Die letzte Verfahrungsart ist wohl die beste und der Nachfolge werth, besonders da, wo man nöthig hat, dem Futtermangel auf allerley Art abzuhelfen. Nur ist zu merken, daß das Vieh den Hederich lieber vor, als in der Blüthe frißt, weil er, so lange er noch nicht blühet, einen eben so guten und fast bessern Geschmack als der grüne Kohl hat: daher er auch hin und wieder von den Landleuten als ein gesundes Gemüse vor sich allein, oder mit andern Kräutern im Frühjahre gern gegessen wird. Muß er in der Blüthe verfüttert werden, so muß man mit andern Kräutern und Gräsern abwechseln.

Hat man die grüne Fütterung des Hederichs der guten Weide halber nicht nöthig, so kann er getrocknet als ein kräftiges Winterfutter gebraucht werden; besonders an Orten, wo man die Gewohnheit hat, den Kühen Brühfutter zu geben, in-

dem er, mit andern getrockneten Kräutern vermenget und aufgebrühet, einen dem Viehe sehr angenehmen Geruch, der den Geschmack desto mehr reitzt, entgegen bringt. Man kann den grünen Hederich auch klein stampfen, einsalzen und ihn sodann als ein sehr gesundes Futter mit Häckfel vermengt, dem Rindviehe, und ohne diesen auch den Schweinen geben.

Sollte das Ausziehen des Hederichs zu weitläuftig seyn, so kann man ihn mit der Sense glatt an der Erde abmähen lassen. Hierauf können die Stoppeln untergepflügt und mit denselben dem Acker ein guter Dünger verschafft werden. Sie müssen nur so gut untergepflügt werden, daß nichts davon über der Erde hervorstehet, weil sie sonst wieder ausgrünen könnten. Auf diese Art ist der Hederich eine vortreffliche Düngung in Sandäckern und in hochgelegenem dürren Boden.

Aber der Hederich kann nicht nur als Futterkraut und Dünger, sondern auch als Oelpflanze genutzt werden. In Liefland wird er, wenn die Schoten beginnen von der grünen zur gelben überzugehen und sich noch nicht öffnen können, von Kindern aus der Gerste ausgezogen. Um diese nicht zu zertreten, haben die Kinder leichte auf hohen Füßen stehende Bänke, welche sie ins Ackerstück hineinsetzen und fortrücken, um auf solchen zu knieen oder zu hucken und den noch nicht ganz reif gewordenen Hederich auszuziehen. Diesen breitet man aus, wendet ihn nach einigen Tagen um, drischt ihn, wenn er völlig abgetrocknet ist, aus, schüttet ihn nach dem Reinigen dünn auf den Boden auf, wendet ihn öfters um und bringt ihn sodann völlig abgetrocknet auf die Oelmühle, wo er eben so viel Oel giebt als der Rübsamen, welcher zu gleichem Gebrau.

brauche dienet. Auch in der Mark wird, nach der Versicherung des Herrn Predigers Germershausen zu Schlalach, in seiner Gegend der aus der Gerste ausgesiebte Hederichsame zum Oelschläger gebracht und das davon erhaltene Oel in den Lampen, auch als Wagenschmier unter dem Theer verbraucht.

Sollte es also nicht rathsam seyn, statt des Rübsamens, der in manchen Jahren mißräth, auf besonders dazu ausgesuchten Aeckern Hederich bloß zum Oelgewinnste aufzubauen? da dieser so leicht keinem Mißwachse unterworfen ist. Die mit Hederich besäeten Aecker litten ja nichts, wenn man die oben angeführte Methode der Hederichs-Vertilgung befolgte. Und was hätte man zu befürchten? wenn der Hederich noch nicht ganz reif abgemähet, weggefahren und auf wüsten Stellen getrocknet würde. Auf diese Art könnten wir ein so allgemein verhaßtes Unkraut, als der Hederich ist, uns nicht nur unschädlich, sondern auch, wenn wir wollen, auf eine oder die andere Art sehr nützlich machen.

VIII. Die Graswurzeln als Düngung.

Man findet in den ökonomischen Schriften eine beträchtliche Menge von Mitteln, die dem Landwirthe zur Vermehrung des Düngers angepriesen werden. Kostbare und wohlfeile, mögliche und für viele Gegenden unausführbare stehen neben einander und setzen manchen zu Versuchen geneigten Wirth oft in größere Kosten, als sie Nutzen gewähren. Aber noch habe ich nicht gefunden, daß jemand die Graswurzeln (Quecken, Päden,) zum Düngungsmittel vorgeschlagen hätte, sondern sie werden vom theoretischen, wie vom praktischen

Oekonomen, vom Gelehrten, wie vom Bauer, dem Herkommen gemäß zum Feuer verdammt.

Viele Landwirthe hegen die Meinung: werden die Quecken mit Dünger vermischt und als Dünger auf den Acker gefahren, so wachsen sie von neuem mit verdoppelten Kräften, und verunreinigen den Acker noch mehr. Diese Meinung kann jedoch nur Muthmaßung seyn und sich auf keine Versuche gründen; denn kein Landwirth, der die Quecken dem Viehe in den Ställen untergestreuet und mit denselben, wenn sie gehörig verfault waren, seinen Acker gedünget hat, wird dieser Meinung beypflichten.

Im Gegentheile sind die Quecken das kräftigste Düngungsmittel mit, das man zum Einstreuen unter dem Rindviehe und Schafen haben kann, und werden demjenigen, dessen Acker damit verunreiniget ist, reichlichen Ersatz für die mühsame Arbeit des Auseggens und Zusammenbringens gewähren.

Den Stroh- und Heudünger übertreffen sie an Fettigkeit, erhalten ihn feucht und widerstehen dem Vertrocknen mehr als anderer Dünger. Auf dem Mittelboden bewirken sie dasselbe. Getreide in diesem Dünger unterscheidet sich augenscheinlich von dem auf einem neben demselben mit anderem Dünger gedüngten Acker.

Wenn die Quecken dem Rindviehe im Sommer in den Ställen untergestreuet werden, bedürfen sie wenige Zeit zum Verfaulen. In sechs Wochen, wenn sie nicht in zu großer Menge auf einander kommen, so daß sie vom Urin und Koth des Viehes recht feucht werden, ist ihnen alle Kraft wieder zu wachsen benommen. Alsdann kann man sie ohne Gefahr zum Düngen auf den Acker fahren. Reichlich

lich bezahlen sie die Mühe, und statt wieder zu wachsen, vertreiben sie die andern Quecken.

Auch im Schafstalle sind sie mit gleichem Nutzen zu gebrauchen. Hier müssen sie aber einige Wochen länger liegen, da sie nicht so sehr wie von dem schwerern Rindviehe zertreten werden, auch der Schafdünger zu aller Zeit nicht so feucht, wie vom Rindviehe wird. Unter anderm Viehe sind sie als Streu wahrscheinlich weniger anwendbar; ich habe darüber keine Erfahrung gemacht. Gewiß ist, daß die Pferde durch die viele damit vermischte Erde zu sehr verunreinigt werden.

Es versteht sich von selbst, daß die Quecken im Hofdünger ohne Gefahr nicht brauchbar sind. Hier würden sie sich zu lange lebendig erhalten, und dann eine jede nicht getödtete Kleinigkeit mit doppelter Kraft wieder wachsen.

Vom Verbrennen der Quecken hingegen hat man nicht den mindesten Nutzen, sondern läuft Gefahr, wenn sie, nachdem das Getreide bereits gesäet ist, zusammen gebracht und dann verbrannt werden, auf denen Stellen, wo sie in Haufen liegen, das Getreide mit zu verbrennen, wenigstens demselben die Kraft zu keimen zu benehmen.

H.

IX. Erfahrungen von der Schädlichkeit des Taxusbaums.

Der Taxusbaum, Eibenbaum, der in den Gärten zu Hecken angebauet und in Pyramiden und Figuren geschnitten wird, ist besonders dem wiederkäuenden Viehe ein schädliches tödtendes Gift. Folgende

auf

auf eigene wahre Erfahrung gegründete Erzählungen, die, um sie anschaulicher darzustellen, mit allen kleinen Nebenbegebenheiten erzählt werden sollen, können Beweise davon geben.

Im Jahre 1775 den 7ten October ward des Morgens einem Landwirthe im Magdeburgischen an der Elbe gemeldet, daß eine seiner Kühe bey dem Hintreiben nach der Weide plötzlich umgefallen und zwar noch lebendig sey, aber dem Anschein nach bald sterben werde. Er eilte sogleich mit seinem Meyer dahin, fand sie aber schon todt. Die Heerde war schon auf der Weide und in einiger Entfernung, doch nur so weit, daß man unterscheiden konnte, welches Vieh auf den Beinen stehe oder liege. Man konnte deutlich sehen, daß zwey Stück Vieh auf der Seite lagen. Wie er näher kam, fand er auch diese todt. Kaum hatte er sich von der Gewißheit des Todes derselben überzeugt, als plötzlich um ihn herum vieles Vieh mitten im Fressen umfiel, von welchen Dreyzehn wieder aufstanden und fraßen, zwey aber ohne Rettung starben. Er hatte etwas Brod mitgenommen, um der zuerst gefallenen Kuh etwas Schwefelbalsam einzugeben. Dem nächsten bey ihm fressenden, einem der dreyzehn wieder aufgestandenen, dreyjährigen Ochsen wurde davon eingegeben. Er fraß begierig und verfolgte den Meyer, der ihm im Gehen ein Stück Brod nach dem andern reichte. Mitten im besten Fressen fiel er plötzlich um. In der ganzen Heerde, die aus ohngefähr 140 Stück bestand, fielen hie und da so viele um und so weit umher, daß er und der Meyer nicht wußten, wozu sie greifen sollten. Einige standen hier wieder auf, andere fielen dort wieder um; die meisten, die umfielen, lagen auf dem Rücken und stellten die Beine steif in die Höhe.

Bey

Bey diesem schaudernden Anblick des immer mehr fallenden Viehes, dessen Zahl sich schon über zwanzig belief, hatte man den das Brod fressenden Ochsen vergessen. Dieser hatte sich wieder ermannt, kam zum Meyer und suchte Brod; er gab es ihm, das er mit gleicher Begierde wie vorhin fraß. Ehe man es sich versahe, fiel er im Wegnehmen des Brods um und war todt. Mit diesem waren schon sechs Stück todt, als zwey Bauern aus dem Dorfe herbeyeilten, die jeder mit einem Aderlaßwerkzeug versehen waren, welches auch der Meyer bey sich hatte, den aber der Mangel an Entschlossenheit bey diesen grausenden Vorfällen gehindert hatte, Gebrauch davon zu machen. Die beyden Bauern versuchten das Aderlassen, der Meyer auch. Mehr denn zwanzig Stück lagen und fielen umher. Man öffnete dem ersten dem Besten die Ader, wo man nur Blut erhalten konnte, und alle wurden gerettet; nur die beyden letzten waren schon todt, ehe man ihnen zu Hülfe kommen konnte.

So starben in einer und einer halben Stunde acht Stück Rindvieh. Wer mag die Wahrscheinlichkeit bestreiten, daß nicht alle, die gefallen waren, über zwanzig Stück, gestorben wären, hätte man sie nicht durch das Aderlassen gerettet. Der erste Aderlaß half allen gleich. Nur ein vierjähriger Ochs fiel nachher noch öfter um; nach jedem Falle mußte er wieder bluten und es half jedesmal bey diesem Fallen, welches aber je länger, je langsamer erfolgte, noch den ganzen folgenden Tag. Er wurde durch den vielen Blutverlust ganz entkräftet, erholte sich aber doch wieder und lebte noch zehn Jahr, bis er an den Schlächter verkauft wurde. Drey Jahre nach diesem Unfalle kam die Viehseuche

an diesen Ort; dieser Ochs überstand sie und hielt sich beständig gut bey Kräften.

Nachdem man sich nun etwas erholt hatte, kein Stück mehr fiel und starb, wußte man doch die Ursache dieses Unfalls nicht; Bey der Zurückkunft im Dorfe entdeckte sie sich aber bald. Alles Vieh, was fiel und gestorben war, bestand aus hochträchtigen Kühen, die nicht gemolken wurden und aus jungem Viehe. Die melkenden Kühe wurden des Nachts im Stalle angebunden, das übrige Vieh lag los auf dem Hofe, der von einem Garten durch ein altes morsches Stacketgehege getrennt war. Das umher liegende Vieh hatte des Nachts das Stacket zerbrochen, und war in den Garten gedrnngen, in welchem viele Taxushecken, Pyramiden und Figuren standen. Daß das Vieh von diesem Taxus gefressen hatte, konnte man an der starken Benagung desselben, an den Fußspuren darneben, und nachher bey der Oeffnung des Viehes an den im Halse, in dem Magen und umher im Körper sich findenden unverdaueten Taxusblättern deutlich genug sehen.

Auch folgende gleich wahre Erzählung zeuget von der Schädlichkeit des Taxusbaums. Derselbe Landwirth reisete im folgenden 1776sten Jahre durch eine drey Meilen von seinem Wohnorte entfernte Stadt, hinter welcher er noch drey Meilen weiter Geschäfte hatte. In dieser Stadt ging er zu einem Apotheker, der ihm auf dem Hausflure mit seiner Offizinschürze voller Taxusblätter begegnete. Sein im vorigen Jahre erlittener Unfall verleitete ihn zu der Frage: wozu er diese Taxusblätter gebrauchen wolle? Der Apotheker antwortete, in seinem kleinen botanischen Garten erziehe er auch Taxusbäume; einige derselben wären schon so herangewachsen, daß er sie beschnitten hätte. Weil nun

ein

ein guter Wirth nichts umkommen lassen müsse, so wolle er seine drey Ziegen damit füttern; denn in der Stadt wäre das Futter knapp, und die Ziegen fräßen alles, wenn es auch dem andern Viehe zuwider wäre. Der Landwirth warnt ihn, widerräth es, und erzählt ihm sein im vorigen Jahre erlittenes Unglück. Der Apotheker erwiedert lachend und ihn verspottend, mit scheinbarem Unwillen über das Mißtrauen in seine Kenntnisse: er müsse nach seinem wohl gelernten Metier die Wirkungen der Kräuter besser kennen; es würde ihm angenehmer seyn, wenn man, statt seine Kenntnisse zu bezweifeln, ihm Zutrauen schenkte. Nach fernerem Abrathen schien er empfindlich zu werden, und da er keiner Vorstellung Gehör geben wollte, ließ ihn der Landwirth bey seinem Glauben und reisete weiter. Den dritten Tag kam er zurück und ging wieder zum Apotheker, um sich nach seinen Ziegen zu erkundigen. Meine Ziegen sind todt, sie sind in der folgenden Nacht alle drey gestorben; wäre ich doch ihrem Rathe gefolgt!

Ein dritter, demselben Landwirthe begegneter, Unfall beweiset, wie lange die Taxusblätter schädlich bleiben. Dieser Landwirth, ein Pächter, übernahm nach Ablauf des vorigen Pachtkontrakts eine andere Pachtung. Bey dem neu übernommenen Gute ist auch ein großer Garten, in welchem zwar nicht so viele und große, doch auch mehrere Taxusbäume in verschiedener Form und Größe standen. Bey ihrem Anblick erzählte er dem Verpächter seine Erfahrungen davon, und bat um Erlaubniß, sie ausrotten zu dürfen. Dieser einsichtvolle Gutsbesitzer, der, weit über unnützen Zierrath erhaben, das Nützlichere demselben vorziehet, willigte gern darein. Die Taxusbaume wurden also im Herbste

des 1793sten Jahres ausgerottet, und sorgfältig in einen Winkel des Gartens, wozu kein Vieh Zugang hatte, zusammen gebracht. Hier blieben sie so lange, bis sie mit der Zeit als Backbusch verbrannt werden konnten, welches denn auch den Winter hindurch geschahe. Spät im Frühjahre 1774, da der Garten von neuem bestellt werden soll, liegen auf einem Quartiere, das der Gärtner graben lassen will, noch Reiser, die sich beym Wegtragen verloren haben, und die zusammen gesammelt nicht mehr betragen, als ein Mensch unter dem Arme wegtragen kann. Der Gärtner, unbekannt mit der Schädlichkeit des Taxus, läßt sie über das Gehege auf den Viehhof werfen, ohne daß jemand etwas davon gewahr wird. Am andern Morgen um drey Uhr meldet der Kuhhirte, es wären zwey Kühe im Stalle todt, und drey so krank, daß sie nicht lange leben würden. Auf die Nachfrage, welches die Ursache wohl seyn möge? antwortet der Hirte, der von dem ersten Gute mitgezogen und von der oben erzählten Geschichte selbst Augenzeuge gewesen war, er hätte den Tag zuvor diese fünf Kühe von den aus dem Garten geworfenen Reisern fressend gefunden; er wisse zwar nicht, ob darunter Taxusreiser gewesen wären, aber die Kühe benähmen sich eben so, wie die im Jahre 1775 gestorbenen Ochsen und Kühe. Beym Untersuchen fand sich, daß auf dieser Stelle auch Taxusreiser mit verdorrten Blättern lagen, und bey der Oeffnung der gestorbenen Kühe fanden sich auch, doch ganz wenige Spuren, daß sie davon gefressen hatten; den drey noch lebenden wurde die Ader geöffnet, wodurch sie gerettet wurden.

Daß auch die Schafe, wenn sie vom Taxus fressen, davon sterben, entdeckte sich bey diesem letztern

tern Vorfalle. Bey dem ersten Guthe, wo 1775 die acht Stück Rindvieh starben, war ein großer Garten von mehr als 24 Morgen Flächeninhalt, der durchweg mit Taxuspyramiden und Hecken besetzt war. Der Schäfer hatte sich zweymal, das erste mal im Herbste, das zweyte mal im Frühjahre, in Abwesenheit des Brodherrn, erdreistet, den Garten zu behüten. Einige Zeit nachher wurde es bekannt, und ob er gleich die verdienten Verweise bekam, so wurde es doch nicht weiter geahndet, da er sich eidlich zu erhärten erbot, daß kein Schaf von dem Fressen der Taxusblätter gestorben sey, und er im übrigen dem Garten keinen Schaden zugefügt hatte. Der Sohn des damaligen Schäfers war mit dem Pächter nach dem andern Gute gezogen, und bey dem letzten Vorfalle im Jahre 1794 gegenwärtig. Wie das Gespräch zwischen diesem und dem Kuhhirten sich dahin wendete, daß die Taxusblätter nur dem Rindviehe und nicht den Schafen schadeten, und ersterer den Beweis dadurch führen wollte, daß des letztern Vater in dem Garten gehütet hätte, antwortete der Schäfer: es starben beyde mal Schafe genug; mein Vater meldete ihren Tod nur nicht gleich, sondern später und einzeln, weil er sich vor Ersatz und Strafe fürchtete. Dasselbe erzählte auch dieser Schäfer seinem Herrn, und als dieser bey Gelegenheit im Jahre nachher dessen Vater nach der Wahrheit fragte, gestand er dasselbe mit solcher Erbitterung wider den Taxus, daß er, stünde es in seiner Macht, alle Taxusbäume mit einem Streiche vertilgen würde.

Auch die Gänse sollen davon sterben, wie der Gärtner am ersten Orte behauptete. Wahrscheinlich ist es auch; denn einige Wochen nach dem Tode der beyden letzten Kühe starben an einem Tage auf

demselben Hofe fünf alte Gänse. Vielleicht hatten sie noch Ueberbleibsel von Blättern gefunden; die Ursache des Todes wurde nicht untersucht. H.

X. Ein gutes Mittel schlechten Tabak zu verbessern.

Der schlechte Tabak hat bekanntlich einen sehr widerlichen Geruch und einen beissenden herben Geschmack, woran sich zwar die Nase und der Gaumen des gemeinen Mannes leicht gewöhnen kann, der aber feinern Nasen, die des unangenehmen Geruchs nicht gewohnt sind, sehr beschwerlich fällt. Dies erfährt man sehr oft auf Reisen, wenn der fahrende Knecht eine Pfeife über die andere raucht, und der Wind den stinkenden und beißenden Rauch dem Herrn in das Gesicht wehet. Diesem Uebel kann leicht abgeholfen werden durch folgendes Mittel, welches überall zu haben ist, und gar nichts, als einige Mühe kostet.

Man sammelt im Herbste eine für das Bedürfniß des ganzen Jahres hinlängliche Menge Kirschblätter, gleich viel, ob von süßen oder sauern Kirschbäumen, wenn sie gelb und röthlich geworden sind, eben abfallen wollen und sich leicht abstreifen lassen. Man thut sie in einen Topf, drückt sie fest zusammen und stellt sie auf den warmen Ofen, so lange bis sie gut geschwitzt haben. Dann nimmt man sie, so naß wie sie sind, rollet einige zusammen, schneidet sie wie den Stangentabak klein, schüttet das klein geschnittene in ein Sieb und trocknet es auf dem warmen Ofen, wobey man es dann und wann umrühren muß. Wenn es trocken ist,

hat

hat es die Farbe und das Ansehen des geschnittenen Tabaks, und nun drückt man es in Beutel, und hebt es zum Gebrauch auf, aber nicht an einem feuchten Orte. Auf gleiche Weise sammelt man eine Menge Blätter vom Johannisbeerstrauche, wenn sie bereits gelb geworden sind und abfallen wollen und verfährt damit in allen Stücken so, wie mit den Kirschblättern.

Will man nun seinen schlechten Tabak verbessern, so nimmt man zu einem halben Pfunde desselben drey Loth Kirschblätter und fünf Loth Johannisbeerblätter, und menget alles wohl durch einander. Man hat nicht nur den Vortheil, daß der widrige Geruch des schlechten Tabaks sehr verbessert und der scharfe und beissende Geschmack desselben ungemein gemildert wird, sondern es wird dadurch auch die Menge des Tabaks um ein Drittel vermehrt und folglich die jährliche Ausgabe dafür um ein Drittel vermindert, welches für den gemeinen Mann immer eine wichtige Ersparniß ist, der oft wöchentlich ein Pfund und mehr Tabak verbraucht. Auch der Paktabak, der oft schlecht genug ist, ob man ihn gleich mit acht, zwölf und mehr Groschen bezahlen muß, kann durch dieses Mittel verbessert werden. Ein jeder kann nach Belieben mehr oder weniger Zusatz von Kirsch- und Johannisbeerblättern nehmen, und durch öfteres Probiren die Menge derselben bestimmen, welche für seinen Geruch und Geschmack das beste Verhältniß giebt.

XI. Die Krankheiten der Thiere sind auch den Menschen für ihre Gesundheit gefährlich.

Man ist zwar der Meinung, daß der Mensch sowohl, als auch jedes Geschlecht der Thiere, seine eigenthümlichen Krankheiten habe; daß das eine Geschlecht der Krankheiten des andern nicht fähig sey, und daß folglich weder die Krankheiten der Thiere an dem Menschen, noch die Krankheiten der Menschen an den Thieren haften können. Allein dieses ist theils nicht allgemein wahr, theils ist die Folge, welche man daraus ziehet, daß der Mensch, indem er mit kranken Thieren umgehet, nicht nöthig habe sich in Acht zu nehmen, durchaus nicht richtig.

Die Erfahrung lehret, daß allerdings eine gegenseitige Mittheilung der Krankheiten Statt finden kann. So ist es z. B. gewiß, daß Hunde das Gliederreißen oder die Gicht bekommen, wenn sie sich häufig in den von den Ausdünstungen gichtbrüchiger Personen erwärmten und durchdrungenen Betten aufhalten.

Wenn man aber auch mit Gewißheit annehmen könnte, daß zwischen Menschen und Thieren keine wirkliche Ansteckung oder wahre Mittheilung derselben Krankheit nach allen ihren Zufällen möglich sey: so folgt daraus doch keinesweges, daß die Krankheiten der Thiere der Gesundheit der Menschen in keiner Art nachtheilig werden können. Vielfältige, mit aller Sorgfalt von sehr verständigen Personen angestellte Erfahrungen setzen vielmehr das Gegentheil außer allen Zweifel.

Schon das Zeugniß der Abdecker, welche mit dem an Krankheit gestorbenen Viehe am meisten umgehen und versichern, daß ihre Hände von dem Ein-

Eingeweide solcher Thiere sehr leicht angefressen werden, wenn sie sich nicht einer vorzüglichen Behutsamkeit und Reinlichkeit befleißigen, könnte hier als gültig angenommen werden. Aber auch die Beobachtungen vieler Aerzte, welche bey Seuchen tiefere und genauere Untersuchungen angestellt haben, bestätigen die vernünftigen Vermuthungen, daß die Ausdünstungen des kranken Viehes nothwendig die Luft verderben, und solche verdorbene Luft, indem der Mensch sie einathmet, nothwendig böse Gährungen in dem Blute und den übrigen Säften anrichten und daher Fieber, Ausschläge und andere übele Zufälle erzeugen müssen.

Nach diesen Beobachtungen ist unter den Rindviehkrankheiten vornemlich der Milzbrand der Gesundheit derer, die mit dem kranken Viehe umgehen, höchst gefährlich, indem er Karfunkeln (eine Art faulichter Eiterbeulen), welche in krebsartige Geschwüre ausarten, und hitzige Faul- und Nervenfieber für den Menschen zur Folge haben kann. Den Milzbrand bekommen die Menschen zwar nicht, aber man siehet, daß der anderweitige Schade, den diese Krankheit anrichtet, gewiß eben so bedeutend ist. Der Athem, das warme Blut und der beym Aufhauen eines mit dieser Krankheit behafteten Thiers aus der Brust- und Bauchhöhle hervordringende warme Dunst sind es besonders, welche die Gefahr verbreiten. Auch hat man einige, jedoch nur wenige Fälle, da der Dunst der Ställe, in welchen das kranke Vieh steht oder fällt, Karfunkeln bewirkt habe. Uebrigens hat man auch gefunden, daß die Behandlung der Häute von solchem Viehe für die Lederbereiter sehr nachtheilig geworden ist, besonders wenn die Haut nicht gehörig gewässert oder eingekalkt war. So giftig indessen das

warme Blut sich zeigt, so unschädlich ist es, wenn es ganz erkaltet ist, so daß es mit der Wärme alles Gift zu verlieren und die Gefahr hauptsächlich in dem wässerichten feinen Dunst zu liegen scheint. Vor diesem Dunst hat sich also ein jeder vornemlich zu hüten, der mit den mit dieser Krankheit behafteten oder daran krepirten Thieren zu thun hat.

Die Löserdürre (die eigentlich sogenannte Viehseuche oder Hornviehpest) und die Lungenseuche werden ebenfalls in vorerwähnten Umständen für gefährlich für den Menschen gehalten. Genauere Erfahrungen haben aber gelehrt, daß bey diesen Krankheiten solche Gefahr nicht vorhanden ist, sondern daß, wenn ein Mensch durch dieselben Karfunkeln oder das hitzige Fieber bekommen zu haben scheint, es bey näherer Untersuchung nicht diese Krankheit, sondern eine Art von Milzbrand war, an welchem das Vieh gelitten hatte. Da indessen auch geschickte und sehr erfahrne Aerzte darüber klagen, daß es Arten von Milzbrand giebt, welche nur schwer von der Löserdürre oder der Seuche unterschieden werden können; so siehet man leicht ein, wie nöthig es sey, auch bey dieser Krankheit behutsam zu seyn, damit man nicht durch einen Irrthum angefochten werden möge.

Hiernach ist es also für einen jeden, der mit dem kranken Viehe umgehet, von der größten Wichtigkeit, dasjenige zu vermeiden, wodurch ihm dieser Umgang nachtheilig werden kann. Vornehmlich hat man sich einer großen Reinlichkeit dabey zu befleißigen, und Hände, Mund und Gesicht fleißig zu waschen. Darneben ist es sehr rathsam, wenn man zu solchem Viehe gehen will, Essig vorher in den Mund zu nehmen und den Speichel nicht hinunter zu schlucken, sondern fleißig auszuspucken

und

und den Athem so viel als möglich an sich zu halten. Auch braucht es wohl nicht erinnert zu werden, welch einer großen Gefahr sich diejenigen aussetzen, welche, um die Haut von ihrem kranken Viehe zu gewinnen, es selbst todt schlagen und warm abledern, um das Fleisch hernach zu verscharren.

Außer dieser Krankheit kann auch das Behandeln aller derjenigen Thiere, die mit stinkenden Geschwüren behaftet sind, und eines jeglichen Thiers, welches dem Krepiren nahe ist, einem jeden Menschen gefährlich werden. Die Räude der Pferde und Schafe kann eine Art von Aussatz an dem Leibe derjenigen Personen verursachen, welche ihre Kur besorgen, oder sie sonst viel mit bloßen Händen berühren. Auch sind die Beyspiele sogar selten nicht, daß die pockichten Schafe pockenartige Ausschläge bey ihren Wärtern und Wärterinnen veranlassen. Sorgfältige Reinlichkeit ist ebenfalls nöthig, sich vor dieser Beschädigung zu verwahren.

Denjenigen, welche mit vorerwähnten gefährlichen Krankheiten, welche der Milzbrand des Rindviehes bey Menschen hervorbringt, befallen werden, kann man nicht dringend genug empfehlen, daß sie sich bey Zeiten, nicht an einen gemeinen Feldscherer oder Urindoktor, sondern an einen ordentlichen erfahrnen Arzt wenden, damit durch diensame Mittel, welche nur diesem bekannt sind, dem Uebel früh entgegen gegangen werde, ehe es unheilbar geworden ist.

Bolt.

XII. Bierhefen zu machen.

Sowohl die Brauer als Brandweinbrenner kommen öfters wegen Mangel der Hefen in Verlegenheit. Folgende Vorschrift, selbst dergleichen zu erzeugen, ist der Societät der Künste und Handelschaft in London angezeigt, von derselben geprüft und bewährt gefunden und darauf in ihren Abhandlungen bekannt gemacht worden, aus welchen es ein deutscher Gelehrter zum Besten des deutschen Publikums in seinen Schriften bekannt gemacht hat.

Vier Quart geschrotenes Malz werden in einen neuen steinernen Topf gethan und mit einer gleichen Menge heißen Wassers begossen, und wie zum Brauen eingemeischt. Hat die Mischung eine Stunde gestanden, so wird die Würze abgegossen, und werden wieder drey Quart kochendes Wasser auf das Malz gegossen. Wenn dieses wieder eine Stunde gestanden hat, so läßt man das Klare ablaufen und mit der ersten Würze zusammen gemischt eine halbe Stunde kochen. Darauf läßt man es abkühlen, gießt das Klare vom Bodensatz ab, und setzt dieses an einen Ort, an welchem eine der Sonnenhitze gleiche Wärme, etwa 80 Grad nach Fahrenheit, gewöhnlich Statt findet. Auf diesen Extrakt sammeln sich nach ein paar Tagen wahre Hefen, welche zum Brauen und Backen geschickt sind. Dann wird ein anderes Gebräude auf vorbeschriebene Art vorgenommen und jene Würze dazu gethan. In ohngefähr vier und zwanzig Stunden erscheinen die Hefen. Dann wird zum dritten mal frische Würze auf vorbenannte Art gemacht und mit den beyden bisher erhaltenen Würzen sammt den Hefen zusammen gegossen, wohl durch einander ge-

gerührt und immer in dem erforderlichen Grade der Wärme gehalten. Nach zwey Tagen wird man etwa zehn Loth der besten Hefen erhalten.

XIII. Wie man aus der Rinde des weißen Maulbeerbaums Flachs bereitet.

Da der vornehmste Zweck der weißen Maulbeerbäume ist, die Seidenwürmer, der Seide halber, zu ernähren, und deswegen ohnedem nothwendig ist, die Bäume abzuschneiden, manchmal zu stümmeln und die höchsten Aeste abzunehmen: so werden zur Bereitung des Flachses die jungen Triebe und Schößlinge, die nach solcher Stümmelung häufig aus dem harten Holze zu erwachsen pflegen, vornehmlich erwählt und im Schneiden drey Sorten gemacht, so daß die kleinen Zweige besonders und die mittelmäßigen und starken auch besonders in Bündel gebunden werden. Sobald man mit Auspußung der Bäume fertig ist, ehe noch der Saft in den abgeschnittenen Zweigen vertrocknet, werden die Schalen davon abgestreift, den Sorten nach wieder zusammen gebunden, die Bunde in ein Wasser, es sey trübe oder klar, wie man es haben kann, drey oder vier Tage (mehr oder weniger, nachdem die Rinden grob oder fein sind) eingeröstet und mit Steinen beschwert. Wenn sie genug geröstet worden, wovon man die Probe wie an dem Flachse und Hanfe nehmen kann, werden sie Abends nach Sonnenuntergang aus dem Wasser genommen und auf einen grünen Rasen ausgebreitet, wo man sie die Nacht hindurch liegen läßt, damit sie den Abend- und Morgenthau einziehen mögen. Früh Morgens, ehe noch die Sonne darauf scheinen kann,

bindet man sie wieder zusammen und bringt sie erst nach Sonnenuntergang wieder auf den Rasen, breitet sie aus wie zuvor, und fährt auf diese Weise zehn bis zwölf Tage fort, bis man findet, daß sie zur Flachsbearbeitung tauglich sind, welches man erfahren kann, wenn man eine Handvoll dörrt und brakt. Das, was zeitig ist, nimmt man weg, das noch unreife aber läßt man bis zur rechten Zeitigung über Nacht an der Luft verbleiben. Endlich dörrt man die Rinde und klopft sie, und wenn dadurch die holzige Materie davon weggefallen und der weiche Flachs übrig geblieben ist; so läßt man ihn wie den ordentlichen Flachs und Hanf zurichten, brechen, hecheln und zum Spinnen und Weben bequem machen.

XIV. Mittel wider einige Krankheiten der Bäume.

Die Baumkrankheiten oder Baumschäden sind Mängel, die sich entweder an der Wurzel, oder am Stamme, oder an den Aesten äußern. Die Wurzel wird schadhaft, wenn sie zu feucht oder zu trocken, auch wenn der Grund zu dürr und unkräftig, oder zu geil und fett ist. Im letztern Falle werden die Blätter des Baums vor der Zeit gelb, welches einige die Gelbsucht der Bäume nennen, die am besten zu kuriren ist, wenn man die geile und fette Erde mit dürrer und geringerer untermengt: oder die Wurzel wird von Würmern und anderm Ungeziefer angegriffen, welche man am besten durch Laugenasche, Urin und gepülverten Schwefel vertreiben kann.

Der

Der Stamm bekömmt die Fäule, welche sich an der Rinde zeigt, und am sichersten geheilt wird, wenn man Kälberblut mit Kuhmist vermischt auf den Schaden streicht, oder spitzigen Wegerich in Essig siedet und um den Baum schlägt.

Die Schwindsucht bestehet in dem Abstehen und Magerwerden der Bäume, und läßt sich durch guten alten verrotteten Dünger vertreiben, besonders ist reichlicher Dünger von Taubenmist gut, der aber an einem vor Sonne, Regen und Wind gesicherten Ort aufbewahrt gewesen seyn muß.

Der Brand verzehrt die Rinde am Baume und macht sie von oben bis unten schwarz. Ihm ist am besten durch Schröpfen des kranken Baums, durch Verbesserung des Erdreichs und durch eine gute Brandsalbe zu helfen. Ehe man aber diese auflegt, muß man zuvor alles todte, verfaulte oder beschädigte wegschneiden, bis man auf das frische gesunde Holz kömmt. Die Oberfläche des Holzes läßt man ganz glatt und rundet den Rand der Rinde mit einem glatten Werkzeuge gut ab, worauf vornehmlich viel ankömmt. Folgendes ist eine gute Brandsalbe. Man nimmt ein halb Pfund Baumöl, zwey Loth Wachs, zwey Loth Harz und zwey Loth Talg, und läßt es unter einander sieden. Hat man nun den Baum vom Brande wohl gesäubert, auch ein- oder zweymal abgewaschen, so kann nachher der Schade mit dieser Salbe beschmiert werden. Oder: man nimmt vier Metzen frischen Kuhmist, zwey Metzen Kalk oder Leimen von alten Gebäuden und eine Metze Gruben- oder Flugsand. Die drey letztern Artikel werden fein gesiebt, ehe sie mit dem Kuhmist vermischt werden. Hierauf arbeitet man alles mit einem Spaten und hernach mit einem hölzernen Schlägel tüchtig durch einander, bis eine

weiche und feine Masse daraus geworden ist, gleich dem feinen Gypse, der zur Bewerfung der Decken gebraucht wird. Dies Pflaster streicht man etwa ein achtel Zoll dick über die schadhafte Stelle, und streicht es am Rande so dünn ab, wie möglich. Dann streuet man Holzasche darauf, läßt sie die Feuchtigkeit einsaugen, streuet dann mehr Asche darauf, reibt sie sachte mit der Hand ein und wiederholt dieses so lange, bis das Pflaster eine trokkene glatte Oberfläche bekömmt.

Der Aussatz, Grind oder Räude, ingleichen der Schurf der Bäume, welcher von allzuhäufigem Moose und andern Zufällen entstehet, kann mit Abschabung, oder mit subtiler Abziehung der äußern groben und abgestorbenen Rinde vertrieben werden, wodurch auch das Moos weggebracht wird.

Der Wurm, von einigen auch der Borkwurm genannt, wird in den Obstbäumen erzeugt, wenn sie alt werden, oder wenn sie hart gestoßen, geschlagen, oder auf andere Weise verletzt werden, da die Rinde sich vom Baume ablöset und der Saft ausfließt. Man vertreibt die Würmer mit Ochsenharn und Essig unter einander gemengt, oder mit Schweinsmist, der mit Menschenharn vermischt ist, womit man den Schaden und die Wurzel begießt.

Der Krebs ist ein innerlicher verderbter Zustand, der dem Baume nach und nach alles Vermögen und die Kräfte völlig entziehet und äußerlich daran erkannt wird, wenn die Rinde hin und wieder Buckeln aufwirft und schwarze Flecken bekömmt, welche immer weiter um sich fressen, bis die Rinde endlich aufreißt und an allen Aesten zu verdorren anfängt. Dieses Uebel wird am besten durch den Schnitt geheilt, welcher mit einer guten Baumsalbe verbunden und vor Regen und Nässe bewahrt werden muß.

Die Aeste sind außer denen Gebrechen, die ihnen mit dem Stamme gemein sind, noch verschiedenen Zufällen unterworfen. Ihr hauptsächlichster Fehler ist, wenn der Baum der Aeste zu viel hat, die den Früchten die Nahrung entziehen, daß solche entweder nicht zur gehörigen Größe, oder nicht zur rechten Zeitigung gelangen können. In diesem Falle ist das Beschneiden das sicherste und beste Mittel.

Das Abfallen der Blüthen und Früchte an den Apfelbäumen zu verhüten, soll man die Wurzeln mit Urin begießen. Man koche auch eine Handvoll Weinraute, eben so viel Wermuth und so viel Tabak zusammen in einem mittelmäßigen Kessel voll Wasser, etwa eine halbe Stunde lang und besprenge damit die in der Blüthe stehenden Bäume, so sterben davon alle Käfer und alles Ungeziefer, welche die Blüthe verderben.

XV. Ueber einige Ursachen der schlechtern Erndten.

Es ist zwar allgemein bekannt, daß der Mensch das Gedeihen seiner Feldarbeiten nicht völlig in seiner Gewalt hat. Denn welcher Mensch kann bösen Thau in der Blüthe, wer kann späte Nachtfröste, große Dürre oder Nässe, Hagel und Sturmwind von unsern Feldern abwenden? Aber es sind doch noch einige Dinge übrig, die als Ursachen schlechterer Erndten allerdings anzusehen sind, auf welche, weil sie mehrentheils in unserer Gewalt stehen, der Landmann aufmerksam gemacht werden muß.

Ich will vorjezt nur drey von diesen Gegenständen berühren, wovon der leztere als die Ursache des vierten anzusehen ist.

1) Schlechtes Samengetreide. Wenn der erndtende Landmann den sonst nicht zu tadelnden Wunsch hegt, sein Getreide bald in die Scheune zu bekommen; so verleitet ihn dieses oft zu schädlicher Eile. Er mähet es zu früh und verläßt sich auf das Nachreifen auf dem Schwade. Das Korn schrumpft ein und erreicht seine Vollkommenheit nicht, die es zur Saat haben müßte. Manche, die mit herrschaftlichen Erndtediensten zu schaffen haben, wollen die Zeit benutzen, da diese noch nicht angehen und schaden sich beträchtlich. Eben so ist es, wo nicht völlig ausgetrocknetes Korn zur Scheune gebracht wird, wodurch es schimmelt und die Fruchtbarkeit des Samens leidet, der noch feucht von dem schweren Dreschflegel gequetscht wird.

2) Versäumniß, den Samen oft zu verändern. Es scheint durch Erfahrung bestätiget zu seyn, daß, wenn derselbe Same oft auf demselben Acker gesäet wird, auf welchem er wuchs, er ausarte und nicht mehr so gut lohne. Will man doch auch etwas ähnliches bey dem Viehe bemerkt haben. Da wendet nun der Landmann ein: wer läßt mir in der Erndtezeit neu Saatkorn ab? und wie hätte ich Zeit, es weit her zu holen? Und hier scheint es mir nöthig zu seyn, unsere lieben Landleute auf eine Gewohnheit merken zu lassen, die sie haben, und nach welcher sie nur immer den Samen von der lezten Erndte säen wollen. Wo die Landwirthschaft im bessern Flor ist, als bey uns, da wird nur alter Weizen und alter Roggen gesäet. Es versteht sich, daß er nicht auf dem Boden verdorben und

gut

gut gewonnen sey. Mit dergleichen altem Saatgetreide kann sich aber jeder in Vorrath versehen.

3) Die äußerst schädliche Gewohnheit der hohen Mittelrücken in unsern Aeckern. Ueberleget doch einmal, ihr lieben Landleute, den großen Schaden, den ihr euch dadurch thut! Bey dem Regen schwimmt die Fahre, weil alles vom steilen Mittelrücken abläuft; das Korn versauert in derselben, und ihr erndtet Windhalm. Bey der Dürre vertrocknet der Mittelrücken, vollends auf der Seite, die gegen den Sonnenbrand liegt. Der Mittelrücken wird mager, leicht und sandig, und auf ihm kann der Hederich recht wuchern. Das nöthige Ablassen des Schnee- und Thauwassers von der Saat geht, da die Mittelrücken den Fall oft versperren, meistentheils nicht an. Euer Pflügen treibt sie immer höher, so wie eure Erndten dann auch immer schlechter werden. Wollt ihr mir nicht glauben, so geht in die Länder, wo das meiste und beste Korn gebauet wird, und sehet zu, ob ihr da solche Mittelrücken findet. Das einzige Mittel ist bey einzelnen Stücken das Auseinanderpflügen, so viel und so oft es euch euer Acker erlaubt, und wer große Breiten hat, das schräge Querüberpflügen.

von Rochow auf Reckan.

XVI. Mittel wider das Herzwasser der Schafe.

Eine in hiesiger Gegend seltene, aber wenn keine Mittel angewandt werden, tödtliche Krankheit der Schafe ist das so genannte Herzwasser. Die Entstehung derselben misset man dem Hüten im Herbste des Abends, wenn schon der Thau fällt, in der Gerstenstoppel auf gedüngtem Lande bey, und da

die Folgen nicht gleich an den Thieren sichtbar werden, so ist die Krankheit desto gefährlicher. Denn erst in dem folgenden Frühjahre äußert sie sich, und alle die Schafe sterben daran, welche sich durch den häufigen Genuß des nassen fetten Grases geschadet haben.

Findet sich bey Oeffnung der todten Schafe ein gelbes Wasser, gewöhnlich ein Viertelquart, etwas mehr oder weniger, in welchem das Herz ganz schlapp schwimmt, so ist es die angezeigte Krankheit, für welche nachstehendes Mittel bewundernswürdige Hülfe leistet, indem Schafe, bey denen man eben die Krankheit, an welcher in einigen Tagen mehrere von der Heerde starben, vermuthete, dadurch wieder hergestellt wurden; und andere, so man für gesund hielt, darauf gingen, denen man, um einen Versuch damit zu machen, das Mittel nicht gab.

Man nimmt auf jedes Schaf eine Handvoll Haferstroh, brennt dieses auf einem reinen Flecke zu Asche und vermischt diese mit eben so viel Salz, und giebt es des Abends den Schafen zu fressen. Hat man vier bis fünfmal mit gleich starken Gaben fortgefahren, so wird man einen Ausschlag an dem Maule der Schafe bemerken, und dann sind die Thiere außer Gefahr und werden wieder gesund.

Olberg.

Forsthaus Regenthin bey Woldenberg, den 1ten April 1799.

Von dem Märkischen Volksblatt erscheint am Ende jedes Monats ein Heft von vier Bogen. Wer auf den ganzen Jahrgang pränumerirt, zahlt Einen Thaler. Der Ladenpreis ist Ein Thaler und zwölf Groschen. Die löblichen Postämter und Buchhandlungen nehmen Pränumeration an und wenden sich deswegen an die Horvathische Buchhandlung in Potsdam. Wer die Mühe übernimmt Pränumeration zu sammeln, übersendet das Geld postfrey an gedachte Buchhandlung und erhält auf zehn und mehrere Exemplare zwanzig Prozent Rabatt, zur Bestreitung des Porto der monatlichen Uebersendungen.